

Leseprobe

Antonio Muñoz Molina
Der polnische Reiter
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 24. Mai 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

ANTONIO MUÑOZ MOLINA wurde 1956 im andalusischen Úbeda geboren. Sein belletristisches Werk ist vielfach preisgekrönt; so wurde er beispielsweise gleich zwei Mal mit dem spanischen Staatspreis für Literatur ausgezeichnet. 1995 wurde er in die Königlich Spanische Akademie für Sprache und Dichtung aufgenommen. Muñoz Molina lebt derzeit in Madrid und New York City, wo er bis 2006 das Instituto Cervantes leitete.

Antonio Muñoz Molina in der Presse:

»Der wohl interessanteste Autor seiner Generation.«

Süddeutsche Zeitung

»Antonio Muñoz Molina ist zweifellos einer der herausragendsten spanischen Autoren der Gegenwart.«

Die Zeit

Außerdem von Antonio Muñoz Molina lieferbar:

Die Nacht der Erinnerungen

Die Augen eines Mörders

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Antonio Muñoz Molina

Der polnische Reiter

ROMAN

Aus dem Spanischen
von Willi Zurbrüggen



PENGUIN VERLAG

Die spanische Originalausgabe erschien 1991 unter dem Titel
»El jinete polaco« bei Editorial Planeta, S.A., Barcelona.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © der Originalausgabe 1991, 2002 by Antonio Muñoz Molina
All rights reserved

Alle Rechte an der Übertragung ins Deutsche bei Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

Umschlag: Bürosüd nach einem Entwurf von Semper Smile

Umschlagmotiv: © Plainpicture / Gallery Stock


Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10448-3

www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Antonia Molina Expósito
und Francisco Muñoz Valenzuela

Für Leonor Expósito Medina,
in memoriam

I
DAS REICH DER STIMMEN

Ohne dass sie es merkten, wurde es Nacht in dem Zimmer, das sie seit vielen Stunden nicht verlassen hatten, in dem sie sich umarmt und mit immer leiserer Stimme unterhalten hatten, als hätten die Dämmerung und später die Dunkelheit, die sie nicht wahrnahmen, den Klang ihrer Stimmen gedämpft, nicht aber die gegenseitige Gier nach Worten, so wie auch die anfangs stürmische Art und Weise, in der sie ihr Verlangen befriedigten und zugleich nährten, gedämpft geworden war, nach dem Essen in der irischen Kneipe, in der ihr bestumpfter Fuß heimlich und ohne Scham unter dem unzureichenden Schutz der Tischdecke nach ihm getastet hatte, als sie danach durch den Schnee und die Kälte heimgegangen und im Fahrstuhl, vor der Tür, in der Diele, im Badezimmer beinah übereinander hergefallen waren, die Kleider in zärtlicher Raserei ungeduldig vom Leib gerissen und ihre Münder sich beißend, während beider Atem immer keuchender ging in der Hitze des Zimmers am frühen Nachmittag, im gestreiften Licht der Jalousien, durch die man auf der anderen Straßenseite eine Reihe von Bäumen mit kahlen Ästen sah, deren Namen sie ihm nicht zu nennen wusste, dahinter die Zeile der roten Ziegelsteinhäuser mit steinernen Stürzen, goldenen Türklopfen und glänzend schwarz gestrichenen Türen, die ihm das beruhigende Gefühl gaben, in London oder sonst einer angelsächsischen, leisen Stadt zu sein, obwohl der Verkehrslärm von den Straßen heraufdrang, die Sirenen von Polizeifahrzeugen und von den Löschzügen der Feuerwehr, ein dichtes Gebrodel, das sich um den Kern der Stille legte, in dem sie beide atmeten, so wie die grenzenlose, furchtbare Stadt sich

um die kleine Wohnung legte, um die wie ein Unterseeboot so sichere Behausung, in der sie sich, wenn sie innehielten und darüber nachdachten, unter all den Millionen von Männern und Frauen, von Gesichtern und Namen, von Rufen und Sprachen und Telefongesprächen eigentlich unmöglich hätten begegnen können.

Sie lebten wie selbstverständlich im Innern einer Art von Wunder, das sie weder erbeten noch erwartet hatten, einander fast unbekannt bis vor wenigen Tagen und sich jetzt gegenseitig erkennend, im Blick, in der Stimme, im Körper des andern, einander verbunden nicht nur durch die stille und glühende Gewohnheit der Liebe, sondern auch durch die Stimmen und Zeugnisse einer Welt, die aus der Vergangenheit tosend über sie hereinbrachen, so wie der Saft wieder in einen Ast hineinströmt, der den ganzen Winter lang tot und vertrocknet schien, verbunden durch die Gestalt des Reiters, der durch eine nächtliche Landschaft trabte, verbunden durch die ins Leere und ins Dunkel starrenden Pupillen einer eingemauerten Frau, die siebzig Jahre lang unverwest blieb, durch den Koffer mit den Fotografien von Ramiro Retratista und eine im unbegreiflichen Spanisch des sechzehnten Jahrhunderts geschriebene protestantische Bibel, über deren Blätter jetzt ihre Hände strichen, wie es vor mehr als hundert Jahren die Hände der sich in Zeit und Entfernung verlierenden Toten getan hatten, die auf der anderen Seite des Meeres in einer Stadt begraben lagen, deren Namen auszusprechen für sie so ungewohnt war in jener Wohnung, die ihnen im Nirgendwo zu liegen schien: Mágina, seine Vokale so klar wie das Mittagslicht, seine harten Konsonanten, in Winkel gepresst wie die Ecksteine der Paläste aus sandfarbenem Stein, gelb in der Morgensonne, kupferfarben am Abend, beinah grau an Regen-

tagen, in jenem Winter ihrer Jugend, den sie miteinander teilten, ohne es zu wissen, bis zum Schluss, sie, mit ihrem rötlichen Haar und dem irischen Kinn, eine halbe Fremde, die gerade aus Amerika gekommen war, er düster und schweigsam und von dem Wunsch besessen zu verschwinden, irgendwohin, nur raus aus Mágina, nach Madrid, Paris, New York, nach San Francisco oder auf die Insel Wight, in irgendeine der Städte oder in irgendeines der Länder, deren Namen er als Kind auf der beleuchteten Senderskala des Radios gelesen hatte und in denen man all die Sprachen würde hören können, die ihn schon fasziniert hatten, bevor er anfang, den Klang ihrer Worte zu unterscheiden und zu verstehen, als er einsam in durchwachten Nächten die ausländischen Stationen auf der Kurzwelle suchte und den Senderknopf ebenso behutsam drehte wie sein Vater, wenn dieser nach der Hymne der Zweiten Republik in Radio Pirenaica forschte. Er stellte sich vor, dass sein Schicksal und die Frau seines Lebens in einer Stadt auf ihn warteten, die er vielleicht nie sehen würde: sie, geboren in einem Vorort mit Häusern aus rotem Ziegelstein oder mit weiß gestrichenen Holzhäusern, wo manchmal die Möwen hinkamen und der feuchte Seewind und der Geruch von Mole und Schlamm, unterrichtet in einem Englisch mit irischem Akzent und in dem klaren Spanisch, wie es vor dem Krieg in Madrid gesprochen wurde und das ihr von ihrem Vater ebenso zwangsläufig mitgegeben worden war wie der trotzige, aufmerksame Ausdruck ihrer Augen; er, zur Welt gekommen in einer stürmischen Winternacht beim Licht einer Kerze, aufgewachsen in den Gärten und Olivenhainen von Mágina, vom Schicksal dazu bestimmt, mit vierzehn oder fünfzehn Jahren die Schule zu verlassen und an der Seite seines Vaters und seiner Großväter auf dem Land zu arbeiten, sich in einem gewissen Alter eine Freundin zu wählen, die er natürlich schon

seit Kindertagen kannte, und sie nach sieben oder acht kräftezehrenden Verlobungsjahren im weißen Kleid vor den Traualtar zu führen, er selbst un gelenk, verbittert, schweigsam, aufsässig, in Notizheften Tagebuch von rasendem Kummer führend, voller Hass auf die Stadt, in der er lebte, und die einzige Art von Leben, die er gekannt hatte und die zu erwarten ihm zustand, im Namen all der anderen Leben, die Lieder, Bücher und Filme ihm angekündigt hatten, und viel früher bereits, noch als Kind, die Stimmen aus dem Radio und die Namen der Städte, die er auf den Weltkarten las, hochgewachsen jetzt, da er Nadia vor sich sah und sich nicht an sie zu erinnern wusste, in Kürze siebzehn Jahre alt und gemartert von der Ungeduld, erwachsen zu werden, stets dunkel gekleidet, mit einer schwarzen Haarlocke in der Stirn, die seinen Blick verfinsterte, mit Cowboyhosen, die er zur Empörung seiner Eltern auch sonntags nicht auszog, und mit einer bis an den Hals zugeknöpften blauen Marinejacke, die an eine Mao-Uniform erinnerte, in Wirklichkeit aber eine Gendarmendienstjacke war, die über dreißig Jahre im Schrank seines Großvaters Manuel gelegen hatte, ganz hinten beim Koppelzeug und der Zinnhülle mit seiner Ernennungsurkunde, zusammen mit einer Blechdose voller Banknoten, die er stolz seinen Freunden zeigte, um ihnen zu sagen, das sei Geld der Republik: und er stets auf der Suche nach ausländischen Stimmen und Liedern im Radio, im Geiste einen Seesack über der Schulter, auf der Straße nach Madrid, die endlos weiter nach Norden führte, in Gegenden, wo er irgendwie leben und einen anderen Namen annehmen und nur englisch reden und sich die Haare bis auf die Schultern wachsen lassen würde wie all die Helden, die er verehrte, Edgar Allan Poe, Jim Morrison, Eric Burdon, so begierig darauf, abzuhaue n und nie zurückzukommen, dass es ihm nichts ausmachen würde, weder seine Freunde je wieder-

zusehen noch das Mädchen, in das er damals verliebt war, mit einer Liebe, die mehr aus Ängstlichkeit und Literatur gemacht war als aus Freude und Verlangen, so rühmlich, so schmerzlich und lächerlich wie sein damaliges Leben, wie seine Fluchtpläne, seine Gedichte und seine Geständnisse, die er in seinen Freistunden ins Notizheft schrieb, in dem Gymnasium, in dem der Literaturunterricht von einem Lehrer aus Madrid gehalten wurde, der voller Gram über Martyrium und Verbannung war und schon bald den Spitznamen Praxis verpasst bekam, und zwar von dem abscheulichsten aller Schüler, einem späteren Leutnant der Guardia Civil, der damals schon Marihuana rauchte, davon träumte, sich eines Tages die Arme mit Legionärstätowierungen zu schmücken, und Patricio Pavón Pacheco hieß. Unbekannte, die sich auf den Straßen von Mágina begegneten und einander so fremd waren, als hätten sie in verschiedenen Jahrhunderten gelebt, bis in die verborgenen Tiefen ihres Bewusstseins mit den Stimmen ihrer Ahnen erfüllt und Erben eines Sinns, der seine Bedeutung verloren hatte, lange bevor sie geboren wurden, und, ohne es zu wissen, geprägt von denkwürdigen oder furchtbaren Ereignissen, von denen sie nichts wussten, unfreiwillige Erben der Einsamkeit, des Leidens und der Liebe derer, die sie zeugten.

Er richtete sich auf und tastete auf dem Nachttisch nach einer Zigarette, als ihm beim Blick auf den Wecker bewusst wurde, wie spät es schon war, und er unwillkürlich ausrechnete, wie spät es jetzt in Mágina war. Der Morgen graute dort bereits, und sein Vater würde auf dem Markt stehen, das feuchtglänzende Gemüse auf dem Marmortisch anordnen und sich vielleicht ab und zu fragen, wo er sich wohl aufhielt, in welche der Städte aus seinen Jugendträumen ihn sein vagabundierender Dolmetscherberuf verschlagen haben mochte. Er sah das

Telefon an und dachte mit schlechtem Gewissen an die ganze Zeit, die vergangen war, seit er zuletzt mit seinen Eltern gesprochen hatte, zündete die Zigarette an und steckte sie Nadia zwischen die Lippen, wobei er ihr flüchtig über Gesicht und Haar streichelte. Er wollte noch kein Licht machen, obwohl es bereits Mitternacht war, das Gefühl von verstreichenden Stunden fehlte ihm, wie auch der Druck, etwas zu tun oder irgendwo hinzugelangen. Warum sind wir uns damals nicht begegnet, fragte er, sich im Finstern fast über sie beugend, nicht vor ein paar Monaten, sondern vor achtzehn Jahren, warum fehlte es uns an Mut, an Klugheit, Ironie und Witz, mir zumindest, welcher Nebel war in meinen Augen, der mich dich nicht sehen ließ, als du vor mir standst, ein halbes Leben jünger, aber nicht begehrenswerter als jetzt, ein vollkommenes Abbild ihrer selbst stellte er sich vor bei dem unmöglichen Versuch einer Erinnerung an sie, an ihr irisches Gesicht und ihre spanischen Augen, an ihr kastanienbraunes Haar, das sich rot färbte, wenn die Sonne darauf schien, an ihre zwanglose, streunende Art zu gehen, nicht nur damals, als sie ausschließlich Turnschuhe und Bluejeans trug, sondern auch jetzt, wenn sie kurze enge Röcke und hochhackige Schuhe anzieht, damit er sie anschaut und sie begehrt und in dem umschlossenen Raum der Wohnung nach ihr sucht, denn wenn sie in dieser Aufmachung auf die Straße ginge, würde sie auf der Stelle erfrieren in dem gelben Kleidchen, unter dem nichts anderes war als ihre Haut und ein zarter Duft von Badeschaum, von Parfüm und weiblichem Körper, aber auch, nach einigen Tagen nun, der Geruch nach ihm, nach seinem Speichel und seinem Sperma, all die Gerüche vermischt wie die Erinnerungen und Identitäten, wie ihre beiden Stimmen, die sie im Zwielflicht einer Zeit ohne Stunden und Tage rekapitulierten und auferstehen ließen: Vormittage, Abende, Nächte und Morgendäm-

merungen, an denen ein farbloses und später blaues Licht sich im Zimmer einzunisten begann, während er ihr beim Schlafen zusah und in mehreren Sprachen Worte wählte, mit denen er sie benannte, wie er auch die Zärtlichkeiten wählte, die sie in kleinen Schritten zum Erwachen führten, mit dem ruhigen Instinkt, nicht sie zu besitzen – er hatte es noch nie verstanden zu besitzen, was ihm wirklich wichtig war, und es auch nie gewollt –, sondern sie zu liebkosen und zu beschützen, mit dem Einwirken seiner Geduld und seiner beharrlichen Zärtlichkeit alles Ungemach aus ihrem Leben zu löschen und dieses träge Lächeln möglich zu machen, das in ihren Augen und auf ihren Lippen schimmerte, wenn das vollendete Behagen der Liebe sie umfing, sie wieder in seinen Armen einschlafen zu sehen und sich behutsam, damit sie nicht erwachte, von ihr zu lösen, um in die Küche zu gehen und ihr den Kaffee zu bereiten, Orangensaft, Toastbrot und Rühreier, so selbstverständlich, als hätten sie immer schon zusammen in dieser Wohnung gelebt, die sie bis vor wenigen Monaten mit einem anderen geteilt hatte, mit dem Exehemann, dessen Fotos aus den Zimmern verschwunden waren – in Anfällen von Eifersucht hatte er sie gesucht, innerlich zerrissen von dem Gedanken an die Männer, mit denen sie zusammen gewesen war, als hätte sie ihm untreu sein können, bevor sie ihn kennengelernt hatte –, und mit dem blonden Jungen, der sie anlachte, und auch ihn, der sich beim Betrachten seiner Fotos wie ein Eindringling fühlte, auf dem Nachttisch, im Bücherschrank, neben der Schreibmaschine, an der sie arbeitete, aber gegenwärtiger war er ihm, wenn er etwas unsicher und verschämt in sein leeres Schlafzimmer spähte und die bunte Bettwäsche betrachtete, die in den Wandregalen aufgereihten Spielsachen, die Supermänner aus den Comic-Heften, Schiffe und Motorradfahrer und Karussells aus Blech, die sie von ih-

rem Vater bekommen und an ihren Sohn weitergegeben hatte mit einem Gefühl von Wehmut ohne Verlust und von Fortdauer, das ihm vorenthalten war, weil er keine Kinder hatte und auch die Möglichkeit, welche zu haben, ihm nie in den Sinn gekommen war, und erst jetzt, da er eine Frau liebte, die eines geboren hatte, verstand oder ahnte er den Stolz, sich in dessen Existenz wiederzuerkennen. Seltsam, dachte er, dass jemand von ihr geboren wurde und sie mehr braucht als ich. Er ließ sie schlafen, strich ihr das feuchte Haar aus dem Gesicht und küsste sie auf die Lippen, auf die Wangen und die Schläfen, ließ die Jalousie am Schlafzimmerfenster ganz herunter und zog die Vorhänge zu, damit das Licht des Wintermorgens sie nicht wieder weckte, und es war, als ob auch auf dem Bild mit dem Reiter, der an der Wand gegenüber hing, erneut die Nacht hereinbrach und das Feuer aufloderte, das jemand am Ufer eines Flusses entzündet hatte, und in dem aufständische Tataren die Klinge des Säbels erglühen ließen, der wohl dazu bestimmt war, Michael Strogoff zu blenden.

Wer ist das, fragte er sich wieder, und wohin ritt er, seit wann, wie viele Jahre hindurch und an wie vielen Orten hatte der Kommandant Galaz diesen dunklen Farbdruck des Reiters mit der Tatarenmütze betrachtet, der Köcher und Bogen an der Hüfte befestigt und seine rechte Hand beinah aufreizend in die Seite gestemmt hatte, während die linke den Zügel hielt, seinen Blick nicht auf den Weg gerichtet, der in der Nacht nur schwer zu erkennen war, sondern auf einen Punkt hinter dem Betrachter, den er herausforderte, sein Geheimnis und seinen Namen zu ergründen. Er hob den seidenen Morgenmantel vom Boden auf, den sie nach dem Duschen anzog und der später über ihre frische, duftende Haut herabglitt wie die Fäden des Wassers, er nahm ihn und sog den Geruch ein, bis er

von seinem Atem feucht wurde, er brühte sich einen Kaffee, schaute auf die Küchenuhr, die eine falsche Uhrzeit anzeigte, weil sie sich nicht die Mühe gemacht hatte, sie umzustellen, als Zeitungen und Behörden dazu aufgerufen hatten, er ging mit der Tasse in der Hand ins Wohnzimmer, legte ganz leise eine Platte von *Bola de Nieve* auf, die sie in der Nacht zuvor gehört hatten, stand still auf der Schwelle zum Schlafzimmer, summte einen Bolero und betrachtete sie abermals, so liebevoll und aufmerksam, dass einsam wieder sein Verlangen erwachte und ihm die Knie schwach wurden, als wäre er sechzehn und sähe zum ersten Mal eine nackte Frau, schlafend, die Beine offen ausgestreckt, mit der Daunendecke zwischen den Schenkeln, die das dicht gekräuselte, genau am Rand der Leistenbeugen ausrasierte Vlies zur Hälfte bedeckte, dankbar, dass sie ihn so ungestraft sie bewundern ließ, seine Zunge oder Finger lustvoll in sie versenken ließ, um sie aus dem Schlaf zu wecken, blasphemisch und devot, Dog, Siod, Brausen, Elohim, dachte er, ich vergleiche dich, meine Freundin, mit einer Stute an den Wagen des Pharaos, mit leiser Stimme ihren Namen aussprechend, Nadia, Nadia Allison, Nadia Galaz, jedes Mal in dem Tonfall der jeweiligen Sprachen, mit denen er seinen Unterhalt verdiente, und dann, die Augen abwärtsgerichtet, schaute er spöttisch und stolz, selbstgefällig beinahe auf die unmittelbare, hochmütige Auswirkung seiner Blicke, *Er führt mich in den Weinkeller, und die Liebe ist sein Zeichen über mir*, hatte sie aus Don Mercurios Bibel vorgelesen, und um nicht der Versuchung zu erliegen, sie ein weiteres Mal aufzuwecken, ging er in den Raum, in dem der Koffer von Ramiro Retratista stand und sich die Auswahl all der Fotos befand, die er im Lauf von vierzig Jahren in Mágina aufgenommen hatte, verstreut auf dem Boden, auf den Sofakissen, einige aufrecht an die Buchrücken im Regal gelehnt, neben den Farbfotogra-

fien von Nadias Sohn. Er erinnerte sich an einen Reisekoffer, der immer verschlossen auf dem Dachboden im Haus seiner Eltern gestanden und in dem er sich einmal, mit sieben oder acht Jahren, versteckt hatte, einen dieser vom Himmel gesandten Koffer, die die Schiffbrüchigen in den Romanen am Strand ihrer einsamen Insel finden. Seine Sinne nahmen keine Ereignisse oder einzelnen Gegenstände wahr, keine einzigartigen Empfindungen, Worte ohne Wiederhall, begrenzte Orte: um ihn herum, in seinem Bewusstsein, in seinem Blick, selbst auf der Oberfläche seiner Haut strahlten die Dinge Bindungen an Zeit und Raum ab, alles war Teil einer einzigen, nie unterbrochenen Sequenz zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Mágina und all den Städten der Welt, in denen er gewesen war oder wo hinzugehen er geträumt hatte, zwischen ihm selbst und Nadia und diesen schwarz-weißen Gesichtern auf den Fotografien, in denen man nicht nur die Geschehnisse, sondern auch die fernsten Ursprünge ihres Lebens erkennen und verknüpfen konnte. Ungläubig sah er sich selbst mit drei Jahren auf der Kirmes von Mágina auf einem Pferd aus Pappmaché sitzen, einen Córdobahut auf dem Kopf, in gestreifter Bluse, kurzen Hosen, weißen Strümpfen und schwarzen Lackschuhen, und er traute seinen Augen nicht, als er hier, in einer anderen Welt und in so weiter Ferne, das seit so langer Zeit verlorene und vergessene Foto wiederfand. Er sah seine Eltern am Tag ihrer Hochzeit, sah seinen Urgroßvater Pedro auf der Treppe seines Hauses sitzen, sah Inspektor Florencio Pérez in seinem Büro an der Plaza del General Orduña und den Arzt, Don Mercurio, der seinen Greisenschädel über die großen Blätter der Bibel beugte, sah wieder das Gesicht der in der Casa de las Torres eingemauerten Frau und ihre von Finsternis und Tod wahnsinnig gewordenen Augen, sah seinen Großvater Manuel in seiner Gendarmenuniform

und dachte, es sei nun an der Zeit, nach Mágina zurückzukehren, jetzt, da die Stadt ihn nicht mehr verletzen und nicht mehr festhalten konnte, mit Nadia zurückzukehren und ihr all die Stellen zu zeigen, an die sie sich kaum noch erinnerte, eng umschlungen mit ihr unter den Bögen der Plaza del General Orduña dahinzuschlendern, über die Calle Nueva, den Paseo Santa Maria, über die Kopfsteinpflaster der Straßen, die zur Plaza de San Lorenzo und zur Casa de las Torres führten, ihr dabei ins Ohr raunend, ihr Haar mit den Lippen streifend und sie an sich drückend, voll Leidenschaft und mit einer Gewissheit, zu ihr zu gehören, die er nach sechzehn Jahren noch zu finden nie für möglich gehalten hätte. Er wusste noch, wie die Klingel am Haus ihrer Eltern geklungen hatte, und erst in diesem Augenblick erfasste er das ganze Ausmaß abgründiger Ferne, die ihn von der Stadt trennte, in der er geboren war: Wolkenkratzer, stählerne Brücken, Industrielandschaften, Flughäfen, Ozeane, nächtliche Kontinente, auf denen Flüsse im Mondlicht glänzten und die Städte wie Eiskristalle aussahen, Tage und Monate unterwegs, quer über die hellen Farbflecke der Weltkarten, über die er als Kind gebeugt saß, als schäue er aus schwindelerregender Höhe auf die Ausdehnung der Erde. Aber er verspürte weder Beklemmung, noch Eile, noch Furcht, wie sonst so oft, wie bisher fast immer im Leben, kein grundlos schlechtes Gewissen, das ihn, seit er denken konnte, verunsichert hatte und ihn unter dem ständigen Druck einer möglichen Strafe leben ließ, die in Form eines zufälligen Unheils über ihn kommen könnte: Er hatte nur wenige Stunden geschlafen und spürte in seinen Gliedern eine schwerelose Ermattung, eine Bereitschaft zur Trägheit, die ihn zum Zwielficht und zu den warmen Gerüchen des Schlafzimmers drängte.

Er schloss behutsam die Tür, damit das Flurlicht nicht hereinfiel, er hörte Nadia atmen, die mit leicht geöffnetem Mund schlief, zog seine Hose aus und legte sich zu ihr, auf die Seite, schmiegte sich an ihre Hüften und ihre an den Bauch gezogenen Beine, und als er sich zurechtgelegt hatte und sich nicht mehr bewegte, mit geschlossenen Augen, da fühlte er sich wieder, als sei er in einen unangreifbaren Unterschlupf zurückgekehrt und als besänftigten sich die Geräusche der Stadt und das Licht des frühen Morgens in einer nachmittäglichen Stille oder einer trägen, stehenden Abenddämmerung, so wie es auch war, wenn sie nach dem Essen ins Bett gingen und es dunkel wurde, ohne dass sie es bemerkten vor lauter Sprechen und Liebkosen, über Stunden hin, die geräumiger waren und heiterer als normale Stunden, tolldreist, erschütternd, unschuldig, und sie in einer gegenseitigen Schamlosigkeit, die ihre Zärtlichkeit stärkte, Komplizen im Delirium und im Lachen, schweigsam jäh, wenn sie angespannt einander in die Augen schauten, staunend und erschrocken wie Zeugen eines zur gleichen Zeit sich vollziehenden Wunders, das sie durchfuhr, später dann ermattet, aufeinander, schweißglänzend, alle Zärtlichkeit verbraucht. Dann hörten sie sich still atmen, und ihre Hände und Lippen begannen erneut zu suchen, ohne Eile jetzt, die Füße streiften sich unter der Decke, als wollten sie die ganze Länge des immer noch und immer wieder begehrten Körpers ertasten und sich seiner vergewissern, und ihre Stimmen bekamen einen Klang von Rückbesinnung und Geheimnis, und die Zeit dehnte sich in ihnen aus wie die zögernde Strömung eines Flusses, der in einem schlammigen Delta über seine Ufer tritt. Und sie lagen da und ließen sich treiben, einem langsamen Strom von Worten hingegeben, erhoben sich ab und zu, um auf dem Nachttisch nach einer Zigarette zu tasten, und Nadias Gesicht und Haare wurden

dann von der Flamme des Feuerzeugs beleuchtet, oder um ein Bier aus dem Kühlschrank zu holen und es gemeinsam aus einem von Schaum überfließenden Glas zu trinken, stets redend, gedruckte Worte aus einer verstaubten Bibel rezitierend, die hundert Jahre zuvor anderer Menschen Verlangen geweckt haben mochten: *Des Nachts auf meinem Lager suchte ich, den meine Seele liebt. Ich suchte; aber ich fand ihn nicht.* Sie zählten Namen und Lieder auf, hörten sie wieder nach all den Jahren und konnten sich nicht genug darüber wundern, im selben Alter genau die gleiche Musik geliebt zu haben und jetzt plötzlich eine gemeinsame Vergangenheit zu besitzen, in der sie, ohne sich gekannt zu haben, schon zusammen gewesen waren. Außerhalb des Tages und der Nacht, des Kalenders und der Uhr, wie Überlebende auf einer einsamen Insel, der Insel der Stimmen, nicht nur ihrer, sondern auch jener, die sie mit ihrer Einbildungskraft und Erinnerung herbeiholten, und nicht nur die Worte, die sie sprachen, sondern auch wiedererlangte Empfindungen und die Bilder, die in ihren Augen schwammen, wenn sie nicht sicher waren, ob sie schliefen oder wachten, wenn Nadia für ein paar Minuten einschlief und mit geschlossenen Augen lächelte und beim Aufwachen erzählte, ich habe von meinem Vater geträumt und von Bildern aus einem spanischen Märchenbuch, das er mir immer vorgelesen hat. Beim Einschlafen träumten sie, sie würden ihre Gespräche weiterführen und sich noch einmal die zahllosen Fotos von Ramiro Retratista anschauen, und wenn sie die Augen wieder aufschlugen, war das Erste, was sie sahen, das dämmerige Licht des Zimmers und die Gestalt des Reiters, der durch eine Gegend ritt, in der bald der Tag heraufziehen würde oder gerade die Nacht hereingebrochen war, ein einsamer Reisender, wachsam und gelassen, stolz, mit dem Anflug eines Lächelns, den Rücken einem Hügel zugewandt, auf

dem die Schattenrisse einer Burg auszumachen sind, und er scheint planlos auf irgendein Ziel zuzureiten, das auf dem Bild nicht zu sehen ist und dessen Namen niemand kennt, wie auch niemand den Namen des Reiters kennt und weder den Längen- noch den Breitengrad des Landes, durch das er reitet.

Ich sehe eines nach dem andern die Lichter in den Erkern von Mágina angehen, das unter einem klaren violetten Himmel liegt, an dem es noch nicht Nacht geworden ist, sehe die wie Gasflämmchen flackernden und blinzelnden Lampen an den Ecken der letzten Häuser und die Straßenlaternen, die über den Plätzen baumeln und deren Lichtkreise schwanken, wenn der Wind an den von Dach zu Dach gespannten Kabeln zerrt und die Schatten der einsamen Frauen verrückt, die mit gesenktem Kopf vorübergehen, das Kinn tief ins wollene Kopftuch eingezogen und eine zinnerne Milchkanne in der Hand oder eine Feuerschaufel mit aschebedeckter Kohlenglut. Sie halten sich mit Wollstrümpfen und schwarzen Filzpantoffeln warm, mit bis an den Hals zugeknöpften Strickwesten über den Schürzen, stapfen vornübergebeugt gegen die Nacht oder den Wind, und wenn sie nach Hause kommen, zünden sie nicht gleich die Lichter an, sondern stellen die Feuerschaufel mit der Glut erst im Torweg ab, holen das Kohlebecken und füllen es halb auf, dann verteilen sie die Glut darüber und stellen es vor die Tür, damit der Abendwind, der so sanft ist wie eine Seebrise, es schneller entfacht. Nicht die Erinnerung erzählt, sondern mein Blick, ich sehe im kalten Dämmerlicht diesen Glanz, der lebhafter wird, je tiefer die Dunkelheit in die Straßen dringt, ich rieche nach Qualm und nach Kälte, nach dem Qualm von rotgoldener Kohlenglut in blauer Dämmerung, von kochendem Harz und feuchtem Olivenholz, ich rieche nach Winter, nach einer Nacht im November oder Dezember, deren etwas öde Stille ein bisschen was von Waffenruhe hat, denn das Schlachten ist seit einigen Tagen vorbei,

und die Oliven sind noch nicht so weit. Ich erinnere mich an eine Frau mit schwarzem Schal und zu einem Knoten gebundenen weißen Haaren, die verrückt geworden war und jeden Abend, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, mit trippelnden Schritten und dicht an den Hauswänden entlang die Calle del Pozo hinabließ und von der Baustelle an der Casa de las Torres einen Ziegelstein stahl, den sie auf dem Rückweg unter ihrem Schal verborgen hielt wie ein Kätzchen, lächelnd und ganz unschuldig tuend, leise flüsternd, als spreche sie mit dem Ziegelstein, mit dem eingebildeten Kätzchen, mit dem Kind, das, so hieß es, ihr starb, als sie jung war.

Die Männer sind schon vor einer Weile von den Feldern zurückgekommen und haben die Tiere an den Gittern angebunden, während sie ihnen die Lasten abnahmen und sie abzäumten, haben die gelben Lichter in den gepflasterten Torwegen und den warmen, nach Mist riechenden Ställen angezündet, sind abgespannt und unwirsch, erschöpft von der kraftraubenden Arbeit; aber drinnen, wo die Frauen sich leise unterhalten oder beim Rauschen des Stopfgarns geschäftig schweigen, hält sich noch ein Halbschatten, der nur schwach beleuchtet wird von den Straßenlampen und dem letzten schwindenden Schimmer des Himmels, bläulich und rötlich weit draußen im Westen. Im Zimmer, nahe dem Fenster, dessen Läden geschlossen werden, sobald das Licht angeknipst wird, verbleibt ein weißlicher Rückstand unklaren Ursprungs, der Gesichter und Hände und das weiße Linnen auf den Stickrahmen wie Flecken hervortreten lässt, den Glanz der Pupillen, in der Luft verloren, starr auf die Straße gerichtet, wo Schritte zu hören sind und ungewöhnlich deutlich zu verstehende Gesprächsfetzen, auf das beleuchtete Band des Radios gerichtet, auf dem die Zahlen und Namen der Sender stehen, der

Städte und der fernen Länder, aus denen manche kommen, eine Hand dreht langsam am Sucherknopf, und die Nadel bewegt sich über die Orte einer unerreichbaren Geografie, bis sie bei einer Musik stehen bleibt, die anfangs mit Pfeiftönen verwechselt wird, mit Stimmen einer fremden Sprache, dem Knistern von Papier, Musik einer Werbung, eines Schlagers oder eines Hörspiels, wie kommen denn bloß Leute in diesen kleinen Kästen, wie machen sie sich so klein, wo treten sie ein, durch die Ritzen, wie Ameisen, die Stimme eines Anstagers klingt feierlich, beinah bedrohlich, »Droschke Nummer dreizehn«, deklamiert er, »nach dem Roman von Xavier de Montepin«, und dann hört man im Zimmer das langsame Getrappel von Pferdehufen, das Knirschen von eisenbeschlagenen Rädern auf regengepeitschtem Kopfsteinpflaster im Winter eines fremden Landes, einer anderen Zeit und einer anderen Stadt, nicht nur Leute gehen da hinein, im Radio regnet es auch, und Pferde gibt es darin, Paris, sagt der Sprecher, aber ich höre seine Worte schon nicht mehr, die Entfernung löscht sie aus oder das Hufescharren der Tiere, die in den Ställen wiehern, sie entfernen sich von mir, als hätte ich den Sender verloren und drehte noch immer vergeblich suchend an dem Knopf, starrte in das rätselhafte Licht, das aus dem Apparat dringt, ein Lichtstreif, wie er im Innern eines versperrten Hauses unter einer Tür durchdringt, eines Hauses, in dem nur Stimmen wohnen, alle unmöglichen Stimmen dieser Welt, das Licht hinter einem Fenster in der Casa de las Torres, in dem einsam und verrückt geworden die Wächterin lebte, die einmal die unversehrte Mumie einer jungen Frau gefunden hatte, die meinem Großvater Manuel zufolge von einem Maurenkönig gefangen und eingemauert worden war. Eine Pferdekutsche fährt die Calle del Pozo hinab, und die Eisenbänder der Räder und die Hufe der Pferde lärmen

über das Kopfsteinpflaster, und obwohl hinter den Vorhängen niemand zu sehen ist, singen die Kinder, als sie vorbeifährt, Don Mercurios Lied, »Klapp, klapp. Gleich steigt er ab. Es ist der Doktor Buckelig, der will doch jetzt wohl hoffentlich vom Hausbesuch die Kohle nich«, krähen es dem grün livrierten Kutscher dreist ins Gesicht und ziehen sich zu den Gitterstäben hoch, um einen Blick auf das Quittengesicht des Arztes hinter den schwarzen Tüllgardinen zu erhaschen, die die Fenster der Kutsche wie eine Aschenurne verhüllen. Ich höre diese Stimmen aus so weiter Ferne, als trennten mich die Dornbuschhecken der Pferche von ihnen, und ich sehe den flüchtigen Schatten der Frau, die den Ziegelstein an ihre Brust drückt, und den des Blinden, dem sie zwei Kartuschen voll Salz in die Augen geschossen haben, als er jung war und in wilden Ritten Pferde zu Tode jagte, höre in der Winternacht das dumpfe, gleichförmige Rumoren der Stadt, das ich unbeachtet mit dem des Verkehrs assoziiere, aber das ist gar nicht möglich, in Mágina sind in diesem Winter eines Jahres, das ich nicht bestimmen kann, das aber sicher vor meiner Erinnerung liegt und auch noch vor meiner Geburt, nur selten Motorengeräusche zu hören, und außerdem bin ich viel zu weit entfernt, um sie zu hören, so als lehnte ich an der Reling eines Segelschiffes und glitte an den Lichtern einer Hafenstadt vorbei, die am dunstigen Horizont des Meeres kaum zu erkennen sind. Alles, was ich hören kann, sind die Schritte der Männer und der Reittiere, die Räder der Karren, der metallische Klang der Türklopfer, Gebell, Stimmen von Nachbarinnen und Lieder, die Kinder sich vorsingen, um die uralte Angst vor der nahenden Nacht zu bannen, ach, wie ich mich fürchte, diesen Weg hier zu gehen, und wer weiß, vielleicht hört die Mumie mich, alles wie mit Stille auswattiert, die Kirchenglocken, die zum Gebet oder zur Totenmesse rufen und

die Frauen im Zwielflicht ihrer Kammern sich bekreuzigen lassen, das gedehnte Muhen der Kühe, die vom Wassertrinken am Mauerbrunnen zurückgetrieben werden und die Plaza de San Lorenzo hinauftrotten auf dem Weg in ihre Pferche, angetrieben von mürrischen Kuh treibern, die lange Knüppel mit dicken Enden auf ihre Rücken niedersausen lassen, und wenn sie sich durch die Calle del Pozo zwängen, hallen ihre Hufe noch lauter, und die letzten Kinder, die die Rufe ihrer Mütter überhört haben und noch auf der Straße spielten oder sich an den Ecken unter den Laternen Geschichten erzählten, laufen auseinander, aus Angst, auf die Hörner genommen zu werden, springen an die Fenstergitter, bringen sich in Toreinfahrten in Sicherheit und singen ein Lied, das die Gefahr vertreiben soll, muh muh, mit Schwarzen und Bunten lass dich nicht lumpen, pökel sie ein, doch die Weißen lass sein.

Wenn die Kühe vorbeigetrottet sind, bleibt in der Straße ein warmer Geruch von Ausdünstung und Mist, eine endgültige nächtliche Trostlosigkeit, die auf unerklärliche Weise von den Lichtern in den Fenstern der Werkstätten und der düsteren Tavernen verstärkt wird, wo die Männer, an Weinfässer gelehnt, trinken, weiter oben, in nördlicher Richtung, jenseits der verlassenen Plaza del General Orduña, wo das Zifferblatt der Uhr zur gleichen Zeit und in der gleichen öligen Tönung wie die Balkone des Kommissariats leuchtet, in den Schaufenstern der leeren Geschäfte, in denen die Verkäufer, die so weiße weiche Hände haben wie Priester und sie sich auf die gleiche Art und Weise reiben, die Stoffe auf den polierten Holztheken zusammenfalten, bevor sie abschließen und sich scherzend verabschieden, während sie die Fellkrägen ihrer dicken Jacken hochschlagen und die von einer feinen Frühmessenkälte steifen Hände noch heftiger reiben, die

wie Kirchendiener so untertänigen Verkäufer des Stoff- und Konfektionshauses *Der laufende Meter*, des größten Geschäfts dieser Art in Mágina, das der Pfarrei und der Dreifaltigkeitskirche gegenüberliegt, und in dem als Bote und Mädchen für alles Lorencito Quesada beschäftigt ist, der zukünftige Lokalberichterstatler mit Reporterambitionen und Korrespondent für die Provinzzeitung *Singladura*, die ganz in der Nähe am Kiosk auf dem Platz verkauft wird, wo mein Vater mich jeden Freitag hinschickte, um *Siete Fechas* zu kaufen, auf deren mittlerer Doppelseite ein bebildeter Kriminalroman abgedruckt war. Ich will mich aber nicht zu weit entfernen und kehre zurück, weil ich die warme Hand meiner Mutter vermisse und Angst habe, mich in diesen unbekanntenen, weiten Straßen zu verlaufen, durch die schwarze Limousinen fahren, in denen manchmal weiß bekittelte Schwindsüchtige sitzen, die Kinder entführen, um ihnen das Blut auszusaugen; ich sehe jetzt wieder die Calle del Pozo mit dem düster wirkenden Kopfsteinpflaster, ihren langen, die Pferche umgrenzenden Dornbuschhecken, den steinernen Torbögen der Einfahrten, vor denen Öllämpchen unter buntbedruckten Bildchen vom Heiligen Herzen oder Allmächtigen Vater Im Himmel brennen, dann die weitläufige Plaza de Altozano mit dem Gebäude der Bodega, in der Onkel Antonio, der Bruder meiner Großmutter Leonor, am Fuße eines gewaltigen Fasses, das bis an die Deckenbalken hinaufreichte, Wein verkaufte, sehe den Brunnen, an dem sich allmorgendlich schwatzende Frauen mit Wasserkrügen versammeln und aufgeregt schnatternd warten, bis sie an der Reihe sind, sich erzählen, dass in der Casa de las Torres der unverwete Leib einer Heiligen, die nach Rosenwasser oder Kirchendüften riechen soll, in einer gläsernen Vitrine aufgetaucht sei. Nachts hat die Plaza de Altozano etwas von Grenzland und Abgrund und wird von kalten Win-

den gepeitscht, die den Lichtkreis der einzigen Lampe durchrütteln, die dort hängt, Winde, die von den Kahlflächen am anderen Ende Máginas den Klang eines Flügelhorns herantragen, das zum Angelus bläst dort unten, am Tor der Infanteriekaserne, die mit ihren waagerechten schmalen Fenstern, in denen gerade die Lichter angegangen sind, wie ein großes Industrieschiff aussieht, das sich am Rand der Stadt über den Bahndamm erhebt und sich gegen den schwarz-roten Himmel im Westen abzeichnet, vor dem Tal des Guadalquivir, durch das sich wie ein letzter weißer Schimmer die Wege ziehen, die auf die andere Flussseite führen und zu den Dörfern an den Berghängen, weiße Flecken im bläulichen Dunkel: Ein Mann, Kommandant Galaz, gerade befördert und gerade in Mágina eingetroffen, schaut vom Fenster seines Schlafzimmers im Offizierstrakt darauf, wenn er mit seinen müden Augen von dem Buch aufblickt, in dem er nicht weiterlesen kann, ohne das Licht anzuzünden, betrachtet das zugeklappte Buch und die Pistole in ihrem schwarzen Futteral auf dem Tisch, presst die Kiefer zusammen und schließt die Augen, fragt sich, was man wohl exakt im Augenblick des Sterbens empfindet, wie viele Minuten oder Sekunden die absolute Angst andauern mag. Ich habe oft gehört, wie Onkel Rafael, Onkel Pepe und Leutnant Chamorro von ihm erzählten, wenn sie auf Vaters Feld arbeiteten, ich war gebannt von diesem kategorischen und so merkwürdig klingenden Namen, der im Grunde nur einer imaginären Person gehören konnte, einem Helden, der so unwirklich war wie der Rote Korsar oder Michael Strogoff oder General Miaja, Kommandant Galaz, der ganz allein die Verschwörung der Aufständischen niedergeschlagen hatte, erzählte Onkel Rafael, wobei er uns mit seinen kleinen feuchten Augen anschaute, der in jener unerträglichen Julinacht mitten auf dem Exerzierplatz vor dem angetretenen Regiment die

Pistole zog und dem Leutnant Mestalla mitten in die Brust schoss und dann ganz ruhig sagte, denn er erhob niemals seine Stimme: »Wenn es noch einen Verräter gibt, soll er einen Schritt vortreten.«

Mehr denn je bewegt mich heute dieser Name, den ich seit meinen Kindertagen nicht mehr gehört und nicht mehr ausgesprochen habe, und ich sehe ihn vor mir, den ehemaligen Kommandanten Galaz, viele Jahre später, aber noch immer versunken in dieser statischen Zeit der absoluten Distanz, in der Lebende und Tote sich wie gleiche Schatten bewegen, hochgewachsen, ein wenig gebeugt, mit Mantel und Hut, eine Bandschleife statt Krawatte, wie er die breite, öde Straße hinabgeht, die jetzt Allee des Achtzehnten Juli heißt und in der schon vor langer Zeit die großen Kastanien gefällt wurden, die sich an den Aprilmorgen mit aufgescheuchten Vögeln füllten, sehe ihn langsam, ohne Vorsatz und ohne Wehmut in Richtung Kaserne gehen und innehalten, als er, ganz nah schon, das Angelusblasen an einem Abend im November oder Dezember vernimmt, direkt neben dem Haus, in dessen Erdgeschoss sich heute eine Kneipe befindet und in dessen Mansarde, die früher das Dachbalkenzimmer genannt wurde, wegen des massigen Balkens, der diagonal unter der Decke verlief, schon seit zwanzig Jahren niemand mehr wohnt, weil heutzutage kein Mensch bereit ist, in einem solchen Verschlag zu leben. Er merkt, dass er einem automatischen Impuls aus seiner Jugend gefolgt ist, als er stehen blieb, dass er im Begriff war, strammzustehen und die rechte Hand an die Schläfe zu legen, als wären seit damals nicht siebenunddreißig Jahre vergangen, als wäre es nicht ein halbes Leben her, dass er eine Uniform getragen hat und dass es jetzt für ihn kein Vaterland und keine Republik mehr gibt, denen er seine Loyalität

beweisen kann, und als er seinen Weg fortsetzt, geht er nicht mehr weiter, sondern kehrt um, nicht aus Angst vor einer abstrakten Melancholie, sondern vor ebenso unerklärlichen wie untröstlichen Tränen, und der kalte Wind, der ihm ins Gesicht bläst, lässt ihn wissen, dass seine Augen feucht gewesen sind. Ich sehe ihn langsam die besser beleuchteten Straßen zur Innenstadt hinaufgehen, wo der dichte, fruchtbare Geruch der Wintererde nicht mehr hindringt und auch nicht das Geräusch der unter Schilf und Gestrüpp verborgenen, neben den Wegen herlaufenden Gräben, die so tief sind, dass man sich fürchtet, an ihren Rand zu treten, in das bodenlose Dickicht, in dem sich schon mal Ratten und Schlangen bewegt haben, die die Einbildung, vor allem des Nachts, in Kaimane und Tiger, in Pythonschlangen und gefräßige Pferdemenchen verwandelt. Aber auf den Feldwegen ist kaum noch jemand, ein verspäteter Gemüsebauer vielleicht, der sein mit Feldfrüchten bepacktes Maultier am Zügel führt, oder ein Kind, das sich am Schwanz des Tieres festhält, um sich das Tragen zu erleichtern, halbtot vor Müdigkeit, Erschöpfung und Kälte, oder ein junger Mann, mein Vater, der sich ausrechnet, wie lange er noch warten muss, bis er heiraten kann, und wie viel Geld ihm noch fehlt, um eine Kuh kaufen zu können, mein Vater in jungen Jahren, wie er mit seinem ernsten Gesicht und den kindlichen Zügen um den Mund, mit dem gewellten, durch Brillantine gebändigten Haar eines Mannes ängstlich in die Kamera von Ramiro Retratista schaut. Ich erkenne ihn fast von Weitem, wie ich ihn als Kind, in einem Anfall von Bewunderung und Zuneigung, an seiner Art zu gehen unter allen anderen Marktleuten erkannte, auch wenn ich sein Gesicht nicht sah, aber sein Alter kann ich nicht abschätzen, weil ich seine Gesichtszüge nicht erkennen kann, wie auch die abstrakten Unterteilungen und Auflistungen der Jahre nicht,

denn die Zeit an diesem Abend ähnelt in nichts der Zeit meines jetzigen Lebens, verrinnt und entwischt nicht wie die Stunden, die Wochen und Tage unserer digitalen Uhren und automatischen Kalender, sie dreht sich, entschwindet und kehrt zurück, in der sanften Endlosigkeit einer *Laterna magica*, in der die Vergangenheit manchmal sehr viel später als die Zukunft stattfindet und alle Stimmen, Gesichter, Lieder, Träume und Namen, vor allem die Lieder und Namen, deutlich und klar in einer simultanen Gegenwart erstrahlen.

Ich nähere mich der Stadt aus großer Ferne, von oben, als träumte ich, ich reiste still in einem Segelflugzeug, als wäre es schon spät am Abend, der Sicherheitsgurt müsste angelegt werden, und an einem Ende der Nacht würden die Lichter eines Flughafens sichtbar, die Zeit weicht in kreisförmigen Wellen vor mir zurück, wechselt mit derselben Geschwindigkeit wie eine Landschaft hinter dem Abteifenster eines Zuges, und diese Gestalt, die ich so spät noch den Weg nach Mágina hinaufgehen sehe, ist mein Großvater Manuel, der nach einem Jahr Gefangenschaft hinter Stacheldraht zurückkehrt, ich sehe ihn von hinten, keuchend, zu Tode erschöpft, zwei Tage ist er ohne Pause marschiert und fürchtet jetzt, als er sein Haus fast sehen kann, wie ein zuschanden gerittener Gaul zu Boden zu gehen, ich steige auf, werde schneller, überhole ihn, erreiche die Plaza de San Lorenzo weit früher, als er an der ersten beleuchteten Straßenecke auftaucht, sehe das Rechteck des Platzes, das nachts vertrauter wirkt, die drei Pappeln, die noch nicht gefällt worden sind, um den Autos Platz zu machen, höre eine Frauenstimme, die nach einem Kind ruft, es ist meine Großmutter Leonor, die vom Balkon meinen Onkel Luis ruft, der keine Angst vor den Kühen hat und auch nicht vor den Blinden und den Erscheinungen und der noch

auf der Straße spielt, wenn es schon dunkel geworden ist, sehe die angelehnte Haustür und den Lichtstreif, der sich über den gestampften und von Kälte feuchten Lehm Boden hinzieht, und der Blick steigt in die Höhe und fällt ungehindert auf das Portal mit dem weiß gekalkten Bogen, an dem ein trockener Ährenkranz befestigt ist, dessen magischer Zweck, für eine gute Ernte zu sorgen, mich an die gelben Palmzweige erinnert, die am Palmsonntag an die Balkone gebunden werden, um das Haus vor Blitzschlag zu schützen. Ich setze meinen Weg fort, und niemand sieht mich, nicht einmal ich selbst, im Schatten erkenne ich die Anordnung des zweiten Portals, das Stalltor, die winzig kleine Tür der Vorratskammer mit dem Gitterladen, die sich im Hohlraum unter der Treppe befindet und in die hineinzugehen ich mich so fürchtete, weil wir darin einmal eine Schlange gesehen hatten, die sich um den halb in die Erde versenkten Tonkrug wand, durch dessen Öffnung man wie in einen tiefen Brunnen schaute, in dem dick das duftende Öl schimmerte. Heimlich drücke ich sanft gegen die dritte Tür, was vielleicht gar nicht nötig ist, denn sie gibt nach, ohne dass ich sie berühre, und die Zeit teilt sich wie die Wasser eines Sees, wie in aufeinanderfolgende Nebelschleier, ich sehe die Küche, mit Steinboden und den nackten Wänden, vielleicht mit gerahmten Fotografien von Toten mit einem so starren Lächeln im Gesicht wie etruskische Tote, mit schwarz gestrichenen Dachbalken, von denen getrocknete Trauben hängen, und weiter zur Seite hin, fast in meinem Rücken, sitzt vor dem Feuer ein weißhaariger Mann, der den Rücken eines unter seinen Beinen zusammengerollten Hundes kraut, mein Urgroßvater Pedro Expósito, der starb, bevor ich auf die Welt kam, der von einem armen Bauern aus dem Findelhaus geholt wurde und sich zeitlebens geweigert hat, die Familie kennenzulernen, die ihn kurz nach seiner Geburt ausgesetzt

hatte, der im Kubanischen Krieg kämpfte und in der Karibik einen Schiffbruch des Dampfers überlebte, auf dem er nach Spanien zurückfahren wollte, der nur einmal im Leben fotografiert wurde, ohne es zu merken, von ferne, als er auf der Türrstufe vor dem Haus saß, aus dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses heraus, wo Ramiro Retratista seine Kamera heimlich aufgestellt hatte, widerwillig nur, gedrängt, beinahe gezwungen von meinem Großvater Manuel, der ein Foto von allen Angehörigen brauchte, damit man ihm einen Großfamilienausweis bewilligte, den er aber nicht bekam, weil mein Urgroßvater, sein Schwiegervater, keine Lust hatte, sich fotografieren zu lassen.

Ich höre die Stimmen, die erzählen, die Worte und Namen hervorbringen, aber nicht in meinem Bewusstsein, sondern in einer Erinnerung, die nicht einmal meine eigene ist, ich höre die mir unbekannte Stimme meines Urgroßvaters Pedro Expósito, der mit seinem Hund spricht und ihm den Kopf krault, während sie beide mit dem gleichen Ausdruck in den Augen in die Glut des Feuers starren, ich höre ihn sagen, dass er ihn aus Kuba mitgebracht hat und dass der Hund fast genauso alt ist wie er selbst: ich weiß, dass das nicht möglich ist, aber dass etwas nicht möglich sein konnte, war für meinen Großvater Manuel kein ausreichender Grund, es nicht zu erzählen, im Gegenteil, er tat es dann besonders gern, und so berichtete er ebenso selbstverständlich, dass der namenlose Hund seines Schwiegervaters fünfundsiebzig Jahre alt geworden war, wie er uns erzählte, König Alfons XIII. habe ihn einmal in finsterner Nacht in einer Gasse der Vorstadt um Feuer gebeten, und in der Sierra gebe es Wesen, halb Mensch, halb Pferd, grausam und menschenfeindlich seien sie, und in schneereichen Wintern kämen sie, vom Hunger getrieben, bis in das Tal des

Guadalquivir herab, und mit ihren Pferdehufen zertrampelten sie den Blumenkohl und die Salatköpfe und schreckten nicht einmal davor zurück, Menschenfleisch zu essen. Der Beweis dafür, dass es die Pferdemenchen wirklich gab, war, abgesehen von den Berichten von ein paar zu Tode erschrockenen Männern, die ihre Attacken überlebt hatten, in Stein gemeißelt an der Fassade der Erlöserkirche zu sehen, wo es tatsächlich ein Fries mit Zentauren gab; wenn man sie an einem so heiligen Ort in Stein gehauen hatte, führte mein Großvater lächelnd an, neben den Statuen der Heiligen und unter dem Relief von der Verklärung des Herrn, musste man schon ein großer Ketzer sein, wenn man nicht an sie glaubte. An einem Ort in weiter Ferne, von dem er nicht weiß, dass er existiert, höre ich die Stimme meines Großvaters Manuel, ohne Pause, schwülstig, barock, sein Lachen, das ich wohl nie mehr hören werde, obwohl er noch nicht tot ist, sein Schweigen jetzt, seine gewaltige, vom Alter niedergedrückte Statur, unbeweglich am Tisch mit dem Kohlebecken darunter, in derselben Küche noch, mit glatter Decke jetzt, gefliest, ein Fernseher in der Ecke, gerahmte Farbfotos, die längst nicht mehr mit dem schräggesetzten Namenszug von Ramiro Retratista signiert sind, die vom Feuer oder von einer Kerzenflamme erleuchtete Küche, in der mein Urgroßvater Pedro einen anderen Zeitraum bewohnt, wo meine Mutter, die zehn Jahre alt ist und nicht weiß, dass vor Ablauf einer Stunde es an der Tür klopfen und sie einem fremden, bärtigen Mann gegenüberstehen und ihn zuerst nicht als ihren Vater wiedererkennen wird, dass sie sich an ihn drücken und den warmen, sicheren Schutz seiner Nähe suchen wird, ihre Rettung vor der Kälte, der Verlassenheit, der Angst, den Kinderstimmen, die auf der Straße das Lied von der Muhme aus der Sumpflagune singen, der Tochter des Königs Balthasar, oder zusammenstehen und sich die Ge-

schichte von der Gespensterfrau erzählen, die in einem Keller in der Casa de las Torres lebendig eingemauert wurde und die jetzt, in der Nacht, wie eine unerlöste Seele durch ihre mit Marmor ausgelegten Salons geistert, durch die verfallenen Galerien und über die Simse der Regentraufen, einen brennenden Kienspan in der Hand, gar nicht weit, gerade dort drüben, zeigen sie, auf der anderen Seite des Platzes, und in manchen Nächten, wenn sie nicht schlafen kann, schaut sie aus ihrem Zimmer nach draußen und glaubt dieses Licht zu sehen, wie es sich hinter den Turmfenstern bewegt, das weiße Gesicht der Geisterfrau ans Fensterglas gepresst, rundlich stellt sie es sich vor, silbrig wie der Mond, diese Gesichtszüge, die sie nie gesehen hat, außer in ihren Albträumen und in den Wahnbildern der Schlaflosigkeit, aus ihrer Erinnerung unversehrt auf die meine übertragen, und das nicht allein durch ihre Stimme, sondern durch die schweigende Intuition des Schreckens, den ich so oft in ihren Augen wahrgenommen habe, und in ihrer warmen und atemlosen Art, ihre Arme um mich zu schlingen, ich weiß nicht wann, lange bevor ich in dem Alter war, in dem die ersten Erinnerungen haften bleiben, als wir in jener Mansarde wohnten, die das Dachbalkenzimmer genannt wurde, und sie hinter dem Balkon die Dunkelheit herabsinken sah und das Hornsignal aus der nahen Kaserne hörte, während sie darauf wartete, dass mein Vater heimkam, der so arbeitsam war, dass es stets Nacht wurde, wenn er noch auf den finsternen Wegen zwischen den Feldern unterwegs war.

Sie haben mich gemacht, haben mich hervorgebracht, haben mir alles vererbt, was sie besaßen und was sie niemals hatten, Worte, Furcht, Zärtlichkeit, Namen, Schmerz, die Form meines Gesichts, die Farbe meiner Augen, das Gefühl, nie aus Mágina fortgegangen zu sein, es in weiter Ferne, ganz hinten

am Ende der Nacht sich verlieren zu sehen, gegen einen Himmel, der noch rötlich ist und violett an seinen Rändern, keine Stadt eigentlich, und nicht einmal feierlich nostalgische Bewegtheit, die gleich verweht sein wird wie der Rauch eines Feuers, das man am frühen Morgen eines stürmischen Regentags unter den Olivenbäumen entzündet hat, sondern eine Geografie von Lichtern, die wie Öllämpchen in der Ferne flackern und am südlichen Horizont zurückbleiben, je weiter ich mich, ohne anhalten zu können, zu den von Tunneln durchlöcherten und von Schluchten zerrissenen Bergen hin entferne, durch die der Express nach Madrid seinen Weg nimmt, eine Zeit mit eigenen Gesetzen, die sich denen der äußeren Zeit verschließen wie ein Land, das für jeden Fremden und jeden Eindringling unzugänglich ist. Wie im Flugzeug, wenn der Start beendet ist und Feuerzeuge aufflammen, die Zigaretten anzünden, und Sicherheitsgurte geöffnet werden, wenn ich den Kopf zur Seite drehe und aus dem Fenster nach unten schaue, wo die Lichter der Stadt waren, die ich verlassen habe, und nichts mehr sehe als nur die Nacht, genauso bin ich manchmal, plötzlich, nicht mehr in Mágina und weiß auch nicht, wo ich es finden kann, ich denke an meinen Großvater Manuel und an meine Großmutter Leonor und kann sie mir nur vorstellen, wie sie vom Alter dahingerafft und eingesunken nebeneinander auf einem plastikbezogenen Sofa sitzen, ohne Würde und Erinnerung vor dem Fernseher dösend, und die Namen, die der Saft meines Lebens waren, verlöschen werden zu leblosen Worten ohne Ton und Klang, wie ein Stück Blei, und die anderen Worte dringen in mich ein, nehmen mich in Besitz, die verlogenen, gewundenen, nichtssagenden und hochtrabenden Worte, die in einer anderen Sprache aus meinem Kopfhörer in der Dolmetscherkabine dringen und die ich so schnell in meiner eigenen nachspreche, dass ich im

nächsten Moment schon nicht mehr weiß, dass ich sie gesprochen habe, und sie betäuben mein Gehör und meinen Geist wie das Summen von Hochspannungskabeln oder das Knatzen von Motoren.

Ich erinnere mich noch, aber es ist nicht mehr dasselbe, jetzt erzählt nicht mehr der Blick, sondern die machtlose Erinnerung, ich rieche nicht mehr nach Winter und nach nahendem Regen, nach durchgeweichten, fauligen Blättern zwischen den dunklen Erdklumpen, weder Glück noch Schrecken durchzucken mich, ich sehe auch nicht die Plaza del General Orduña, nicht das Denkmal und nicht die Turmuhr, noch erahne ich hinter den geschlossenen Vorhängen am Balkonfenster des Kommissariats den Schatten von Inspektor Florencio Pérez, der mit den Fingern Silben zählt und dabei die Fotos einer seit siebzig Jahren eingemauerten Frau betrachtet, die jemand, Ramiro Retratista, auf den Schreibtisch seines Büros gelegt hat, dieselben Fotos, die ich in einem anderen Land und einer anderen Zeit in meinen Händen gehalten habe, und dann schließe ich die Augen, verharre sekundenlang bewegungslos und möchte am liebsten nichts hören, nichts riechen und nichts berühren, nichts, was nicht mein Eigen und immer schon bei mir gewesen ist, selbst wenn ich es nicht gewusst habe, ein paar Namen, Empfindungen, das Gesicht meines Urgroßvaters Pedro und meiner Großmutter Leonor und das meiner Mutter auf dem Foto, das ich für immer verloren glaubte und jetzt wie eine geheime Trophäe in meiner Brieftasche trage, der Geruch des Kleiderschranks, in dem eine Blechdose mit Geldscheinen der Republik aufbewahrt wurde und die Uniformjacke meines Großvaters Manuel, die Berührung der verschlissenen Seide eines Sonnenschirms auf dem Grund einer Kleiderkiste, die düstere Erkennungsmelodie

eines Hörspiels im Radio, einen Refrain von Antonio Molina, ein Lied von Jim Morrison, das ich in der Bar Martos mit meinen Freunden oft in der Musikbox gehört habe, Nadias Gesicht damals, im harten Licht eines Morgens im Oktober, ihr Blick jetzt, ihr dunkles Haar, das im Zwielflicht kupfern schimmert, wenn es wieder dunkel geworden ist, ohne dass wir es bemerkt haben, und sie sich aufrichtet, um das Licht anzudrehen, und ich sie in meinen Armen festhalte und sie bitte, noch ein wenig zu warten, mir vorstelle, wie in diesem Augenblick in Mágina die Straßenlaternen angehen und die Glockenschläge von der Plaza del General Orduña durch die stille Abendluft dringen, das sehr viel weiter entfernte Trompetensignal aus der Kaserne, mir vorstelle, das Geräusch der Räder von Don Mercurios Kutsche zu hören, die dumpfen eisernen Schläge gegen die verschlossenen Tore in der Casa de las Torres, und dass mich die Dunkelheit überrascht hat, während ich mit meinem Freund Felix auf der Straße spiele, und ich nach Hause laufe, voller Furcht, hinter dem hellen Licht einer Straßenecke könne mir das ungeheuerliche Gespenst, die schreckliche Muhme aus der Sumpflagune, begegnen. Aber so ist es nicht, stelle ich mit einem Blick auf den Wecker fest, der auf dem Nachttisch leuchtet, dies ist nicht die Zeit von Mágina, und nicht nur, weil ich auf einem anderen Kontinent, auf der anderen Seite eines Ozeans bin, sondern weil diese Uhren nicht dazu taugen, eine Zeit anzuzeigen, die allein in jener Stadt existiert hat, ich weiß nicht mehr wann, in allen Zeiten der Vergangenheit und Zukunft, die es brauchte, dass ich wurde, was ich bin, dass die Gesichter und die Generationen der Lebenden und der Toten sich vor mir zusammenfanden wie in dem unergründlichen Koffer von Ramiro Retratista, dass Nadia in mein Leben trat.

Sehr viel weiter, jenseits ihrer doppelten, immer noch verstreuten, unzureichenden, konfabulierten, persönlichen Erinnerung, in einer von der Vorstellungskraft nur schwer zu erreichenden Zeit, über die nicht einmal das Archiv von Ramiro Retratista Zeugnis ablegt, in der jedoch die Ursprünge des Zufalls wurzeln, eine Zeit, so schätzen sie, die ein Jahrhundert brauchen würde, sie hervorzubringen und zu vereinen, eine Zeit, so weit zurück, dass fast alle Stimmen, die ihnen überliefert haben, was sie heute wissen oder schlussfolgern, seit Langem erloschen sind, ebenso wie das Leben eines Großteils der Zeugen und der Opfer und wie die Stadt, in der sie sich wiederzufinden hoffen, Mágina, die noch so heißt wie damals, die sie möglicherweise aber nicht wiedererkennen würden, wenn sie sie so sehen könnten, wie der junge Arzt sie sah, der gerade erst angekommen war und mitten im Karneval, in der Nacht vom Dienstag, von Unbekannten entführt wurde.

Getrieben nicht von zweckfreiem Wissensdurst, sondern von beider Bedürfnis, sich in den Geschehnissen zu erkennen, die ihnen vorausgingen und sie hervorbrachten, geboren beide aus einer Summe von Zufällen und Missgeschicken und aus einem Nichts, in dem sie sich auflösen werden wie ihre Vorfahren, das wissen sie, und es macht ihnen nichts aus, zeitlos wie sie sind, wenn sie von Verlangen überwältigt einander anschauen und wenn sie sich umarmen, mit offenen Augen, aber auch vergänglich wie Schatten in der teilnahmslosen Stetigkeit der Zeit, suchen Manuel und Nadia in dem Koffer, den Ramiro Retratista dem Kommandanten Galaz hinterließ, und sie verfolgen die Stimmen zurück in die Vergan-

genheit, bis sie bei der Geschichte jener Nacht sind und sich fragen, welcher Teil der Wahrheit zu überleben vermochte nach so vielen Jahren und nach mindestens drei Erzählungen, die voneinander getrennt waren durch endlos lange Zeiträume des Verheimlichens und Schweigens. Was ein einziges Mal geschah, was siebzig Jahre lang keine Erklärung fand und, ohne dass es jemand wusste, auf die verborgene Ordnung der Ereignisse wirkte, verwäscht sich zuerst zur Erinnerung des ersten Zeugen und dann zu den Worten, die Ramiro Retraista vernommen, in seinem Gedächtnis bewahrt und später dem Kommandanten Galaz überliefert hat, in einer Zukunft, in der niemand mehr lebt, den man befragen kann: Die Lebenden tragen in sich, was die Toten ihnen zu übergeben gedachten, nicht allein Worte, Vermutungen und Daten, sondern etwas, das ihnen beiden heute sehr viel mehr bedeutet, einen Teil der Gründe dafür, dass sie leben, für das beharrliche, gemeinschaftliche, spontane und blinde Wirken, das ihre beiden Schicksale schließlich zusammengeführt hat. Und aus diesem Grund finden, danken und verstehen sie, betrachten Fotografien und sammeln neue Kraft in der Vertrautheit ihres Tuns, und je mehr sie verstehen, desto größer wird ihre Furcht, dass etwas von dem Geschehenen auf andere Weise hätte geschehen können und dadurch vor einem Jahrhundert oder vor dreißig Jahren oder vor zwei Monaten die flackernde Möglichkeit ausgelöscht worden wäre, dass sie beide sich begegneten.

Um sich nicht in einem Labyrinth von Vergangenheiten zu verlieren, legen sie das älteste Zeugnis, das sie besitzen, als den Anfang fest, mit dem alles beginnt: der junge Arzt, schlaflos und wohl auch hungrig in seinem Bett, nachdem es ihm gelungen ist einzuschlafen, vom Tumult der letzten Nacht des

Karnevals jäh auffahrend, aus dem Schlaf gerissen von keifenden und grölenden Betrunknen, die das Sardinienbegräbnis feiern und grimmig um den Sarg aus Pappe und eine maschierte Strohpuppe herumtanzen, auf einem morastigen Platz, auf dem es kein anderes Licht gibt als das der Fackeln und Papierlaternen und in dessen Mitte noch nicht das Denkmal eines Generals steht, sondern ein Brunnen mit drei Speiern, an den frühmorgens Ziegen und Eselinnen geführt werden. Er war erst vor einigen Wochen aus Madrid gekommen, von wo er vor politischer Verfolgung glaubte fliehen zu müssen, deren Ursachen er jedoch nie einem Menschen erklärt hatte, vielleicht weil sie ihm selbst nicht recht verständlich waren, die möglicherweise aber in einem nicht ganz zu leugnenden Zusammenhang mit der kopflosen Flucht von Internationalisten und Republikanern standen, die nach der Ermordung von General Prim in der Calle del Turco einsetzte. Er hatte eine eisig kalte, alpträumzerquälte Nacht im Drittecklasseabteil eines Zuges verbracht, der nur bis zu den ersten Schluchten von Despeñaperros fuhr, und von dort erreichte er die Stadt in einem Planwagen, der unbequemer und langsamer war als die schlimmste Postkutsche, und auch erst nach nahezu einem ganzen weiteren Tag der Reise durch Hohlwege und offene Schluchten zwischen fantastischen Felsformationen und später durch eine unwirtliche Gegend mit niederem Buschwerk, verödeten Weiden und Schieferhängen, die sich nach und nach wandelte zu einer endlosen Fläche von roter Erde und Olivenhainen, die sich in der Abenddämmerung blau färbten.

Es war schon dunkel, als er auf dem Platz, der damals noch Toledo hieß, aus dem Planwagen stieg, neben den Kolonnaden ohne Licht, dem schwarzen Turm gegenüber, an dem auch die Uhr noch nicht hing, die ein halbes Jahrhundert später von den Milizen mit Gewehrschüssen zum Stehen gebracht wor-

den war. Er stellte seinen Arztkoffer auf die Erde und den Leinensack, in dem er die Metallhülse mit seinem Diplom aufbewahrte, die wenigen Bücher, die er nicht hatte verschleudern müssen, um die Reise zu bezahlen, sowie den neuen weißen, hygienisch wirkenden Kittel, der ihm, so hoffte er, im Verein mit seinem Bart, seinem erlesenen Wortschatz und dem Phonendoskop das Vertrauen seiner zukünftigen Patienten einbringen würde. Er drückte den schwarzen Homburg fest auf die Schläfen, warf schwungvoll einen Zipfel seines Umhangs über die linke Schulter und setzte sich entschlossen in Bewegung, ohne zu wissen wohin und ohne dass Erschöpfung, Kälte und Ungewissheit seine Tatkraft erkennbar beeinträchtigten. Ebendort, an der Plaza de Toledo, mietete er ein paar Tage später bei einer fast blinden und äußerst ungepflegten Frau zwei ebenso zugige wie leere Zimmer, die er für sich sogleich als Privatwohnung und Sprechzimmer bezeichnete. In Ersteres stellte er ein Bett mit Strohmattmatratze und einer Wolldecke, die ihrem Geruch nach aus dem Pferdestall kam, außerdem besorgte er sich einen Spiegel und ein Handwaschbecken, und in das zweite stellte er nach reiflicher Überlegung ein Tischchen mit dem Schemel fürs Kohlebecken, eine spanische Wand mit orientalischen Mustern, hinter der sich in seiner Fantasie leidende Damen geräuschvoll entkleideten, und einen klobigen Armsessel, in dem er mit seinem weißen Kittel saß und wartete, den Arm auf die Tischkante gestützt, das Kinn in der Hand, als posiere er für ein Foto, wobei er gedankenverloren Kräuterzigaretten rauchte und die Tür anschaute, die spanische Wand, sein eingerahmtes Diplom, den Steinboden, die Wasserflecken an Wänden und Decke, hin und wieder einen Blick über die Fensterbrüstung werfend, um, keineswegs verzagt, da er nicht zu Schwermut neigte, das archaisch-trostlose Aussehen der Plaza de Toledo mit ihren

hässlichen, niedrigen, wie eingedrückt oder schief wirkenden Häusern zu betrachten, mit den finsternen, feuchten Torwegen, jenem düsteren Turm, der wie ein morscher Koloss über die Dächer ragte, und mit dem Brunnen, der kaum mehr war als eine von Mist und Morast umgebene Viehtränke.

Er hatte eine Anzeige in einer Zeitung veröffentlicht, die *El Fomento del Comercio* hieß, und jeden Morgen las er, nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit, seinen Namen und Titel, während er in Ruhe eine Tasse Kakao schlürfte, die ihm, tastend fast, seine Zimmerwirtin brachte, eine zurückhaltende und barmherzige Frau, die seine Mittellosigkeit ahnte und ihn nicht mit Anmahnungen der kümmerlichen Miete bedrängte und die ihre einzigartige Fertigkeit, den Kakao süß und sämig zuzubereiten, zweifellos während der Jahre als Haushälterin des Pfarrers der nahen Kirche von San Isidoro erlangt hatte. Er leerte seine Tasse, tupfte sich mit einem geflickten Küchentuch die Lippen ab, faltete sorgfältig die Zeitung zusammen, fächelte der glimmenden Glut im Kohlebecken mit einem Schürhaken Luft zu und machte sich gefasst daran, auf das Eintreffen eines Patienten zu warten, ohne dass ein Schatten von Entmutigung oder Ungeduld dieses Warten getrübt oder er auch nur den geringsten Zweifel an sich selbst oder dem zu erwartenden Erfolg seines medizinischen Sachverstands gehegt hätte, der, erzählte er viele Jahre später Ramiro Retratista, damals höchst spärlich gewesen war, denn er entbehrte nicht nur jeglicher praktischen Erfahrung, ausgenommen einer kaum noch erinnerten Teilnahme an der Sektion eines verdorrten und hundertmal wieder zusammengenähten Leichnams, sondern auch seine theoretischen Kenntnisse gingen über ein paar Grundbegriffe und anatomische Zusammenhänge nicht hinaus, die er sich eingepaukt hatte,

um halbwegs heil durch die Examina zu kommen, die mehr schlecht als recht in den turbulenten Hörsälen der Universität abgehalten wurden, wo man in jener Zeit politische Wortgefechte und wilde Polemiken, die dem Sieg der Ruhmreichen vorausgingen, weitaus öfter vernahm als die Vorlesungen der Professoren, die entweder aktive Parteigänger der Revolution waren oder über den Untergang des Herrscherhauses untröstliche Mummelgreise.

So erlernte er sein Fach erst lange nachdem er sein Diplom an der Wand des Zimmers, das er Sprechzimmer nannte, aufgehängt hatte, als er sich in den Tagen der Einsamkeit und Not endlich dranmachte, die dicken Bände zu lesen, die er aus Madrid herübergerettet hatte, nicht aus Wissbegierde, sondern aus reiner Langeweile, denn die Zeitungen aus der Hauptstadt erreichten Mágina, wenn sie überhaupt ankamen, mit archäologischer Verspätung, und die Lokalblätter waren nichts als ein paar erbärmliche lose Seiten mit landwirtschaftlichen oder vaterländischen Hymnen, Ankündigungen von Seelenämtern und Todesanzeigen. Es gab keinen Telegrafen, keine Gaslaternen und keine Cafés, nur dumpfe, nach vergorenem Most stinkende Weinkeller: Es gab nicht einmal Kranke, zumindest keine, von denen er gehört hätte, bis zu jener Karnevalsnacht, in der man mit großer Eile und mit so überaus schlechten Manieren seine Dienste in Anspruch nahm. Aber als das passierte, war er schon zwei Monate in Mágina und hatte immer noch kein anderes Hemd als das mit den Schmutzrändern an Kragen und Ärmeln, er lebte praktisch von der Barmherzigkeit oder Langmut seiner Wirtin, die ihm stets pünktlich seine einzige Mahlzeit hereinbrachte, die Tasse Kakao, vermutlich von den pfarramtlichen Vorräten abgezweigt, und die sich jedes Mal bekreuzigte und ihn mit ihren erblindenden Augen anschaute, wenn er ihr die baldige Zahlung der aufgelaufe-

nen Miete versprach oder sich anbot, ihr ausgleichshalber die Brust mit seinem gepriesenen Phonendoskop abzuhorchen, das auszuprobieren er bislang keine andere Gelegenheit gehabt hatte als bei der stets zufriedenstellend verlaufenden Untersuchung seiner eigenen Organe.

Wäre er nicht so beherzt gewesen und hätte er nicht so unverrückbare hygienische Prinzipien gehabt, so hätte er sich fern von Madrid, von den Cafés mit ihren Gaslampen und Musikkapellen und von der fieberhaften Tagespolitik schon bald verraten und verbannt gefühlt, aber er setzte der Misslichkeit und der Mutlosigkeit ebenso stolzen Widerstand entgegen wie der Kälte, und ebenso wie er jeden Morgen seinen Spaziergang unternahm, selbst an den kältesten und windigsten in jenem ersten Winter seines Lebens in Mágina, ohne sich den Zipfel seines Umhangs vor den Mund zu halten, und ganz bewusst die eisige Luft einatmete, um die Lunge zu durchlüften und das Blut mit Sauerstoff anzureichern, so ertrug er die Armut, überwand die Langeweile und akzeptierte die klösterliche Strenge seiner Einsamkeit als einen Umstand, der den Körper und den Geist stärkte, beide verweichlicht, sagte er sich, durch das ausschweifende, liederliche Leben in Madrid und den krankhaften Feuereifer der politischen Sektiererei. Ein anderer an seiner Stelle hätte aufgegeben: Er selbst hätte es getan, wenn er gewusst hätte, wo er bleiben sollte. Dieser absolute Mangel an Alternativen jedoch hatte die paradoxe Eigenschaft, ihm keinen anderen Ausweg als den der Hartnäckigkeit zu lassen, sodass er fortfuhr, jeden Morgen seinen heißen Kakao zu schlürfen, seinen weißen Kittel anzuziehen und die kahlen Wände, die Zeichnungen auf dem Paravent und die Tür zu betrachten, in der nie eine andere Gestalt erschien als die wenig ermutigende seiner halbblinden Zimmerwirtin. Und jeden Abend zog er seinen Kittel wieder aus,

bevor er in das andere Zimmer ging, das nur ein unverbes-
serlicher Optimist wie er immer noch als Privatwohnung be-
zeichnen konnte, und wo er sich auf die Strohmratze legte,
sich mit der Pferddecke zudeckte, mit seinem Gehrock, sei-
nem Mantel und mit dem Umhang und sogar noch mit sei-
nem weißen Kittel, denn je weiter der Winter voranschritt,
desto unerträglicher wurde die Kälte, ohne dass deswegen
irgendein Mensch sich eine Erkältung oder den Anfang einer
Lungenentzündung zuzog oder wenigstens auf den Gedanken
kam, sich wegen einer Medizin an einen armen jungen Arzt
zu wenden, der in der Stadt gänzlich unbekannt war.

Dennoch verhielt er sich so, als könne es nur eine Frage
von wenigen Jahren sein, dass er zum Leibarzt der besten Ge-
sellschaft avancierte, zum Vertrauten und sogar Verführer von
furchtsamen Damen, und nur als der Karneval kam, wurde er
etwas wehmütig, vor allem weil er jede Art von Massenbelus-
tigung ablehnte und fast schmerzhaft die Lächerlichkeit an-
derer Leute empfand, sodass er höchst unwillig die Rohheit
der alkoholischen Exzesse miterlebte, die das unheilvolle Sie-
gel der niederen Klassen sind und das Hindernis für ihre Er-
lösung. Er sah zu, dass er während dieser Tage zu Hause blieb,
und als er sich am Dienstagabend schlafen legte, dachte er er-
leichtert an die Ruhe, die der Aschermittwoch bringen würde.
Er hatte die Fensterläden zugezogen, aber sie schlossen nicht
dicht und ließen sowohl die Kälte als auch den Lärm der be-
trunkenen Stimmen herein, die unanständige Lieder grölten,
in denen durchweg Seine Hoheit Don Amadeus von Savoyen
verhöhnt wurde. Er brauchte ungewöhnlich lange, bis er ein-
schlief, und als der Schlaf endlich kam, war er getrübt von
finsternen Karnevalsmasken und nebligen Gassen, durch die
er halb verhungert schlich, mit dem dringenden Bedürfnis zu
urinieren und verfolgt von Zweispännern mit vermummten

Kutschern und von den Pulverblitzen gewaltiger Musketen, was vermutlich das Zischen der Feuerwerksraketen war, die auf der Straße abgeschossen wurden, direkt unter seinem Balkon auf der Plaza de Toledo.

Im Traum ertönten drei Schläge, die sich in der trüben Wirklichkeit wiederholten, als er die Augen aufschlug und noch nicht wusste, dass er bereits wach war. Er hörte, wie die Sprechzimmertür geöffnet wurde, die auf den Korridor ging: Sie hatte kein Schloss, sondern nur einen Riegel, der von außen leicht zu öffnen war. Er dachte verwirrt, dass ihn ja noch die zweite Tür schütze, seine Kammertür, unter der jetzt ein schwacher Lichtschein zu erkennen war. Er hörte näher kommende Schritte, wollte aus dem Bett springen, um einen nicht existierenden Riegel vorzuschieben, aber er rührte sich nicht. Auf der anderen Seite riss jemand rücksichtslos am Türknauf. Verzweifelt legte er seine ganze Willenskraft in den Wunsch, die Tür möge ebenso wenig nachgeben wie er selbst dem Drang, Wasser zu lassen. Als der dunkle Türflügel langsam aufging, fielen ein zitterndes Lichtrechteck und ein hoher Schatten bis ans Fußende seines Bettes. Ein Mann in einem Überwurf aus Samt, der in der Dunkelheit ölig schimmerte, und mit einem hohen Zylinder auf dem Kopf, sodass er sich bücken musste, um nicht an den Türbalken zu stoßen, mit einer gelben Maske, die sich wie ein Taschentuch an Nase und Schläfen schmiegte, und einer Halskrause aus weißer Spitze hielt in der linken Hand eine Blendlaterne und in der rechten drohend etwas, das sowohl ein Stock als auch eine Reitpeitsche sein konnte. Er sagte, und es war keine Frage, sondern eine Feststellung: »Sie sind Arzt«, und er, halb im Bett aufgerichtet und, damit sie nicht zu Boden glitten, seinen Umhang, seinen Mantel, seine Jacke und seine Decke ebenso beschämt

festhaltend, wie er sich im Stehen die Hose festgehalten hätte, glaubte, den Klang dieser Stimme schon irgendwo einmal gehört zu haben, in Madrid vielleicht, und dass dieser Mann, wer immer er sein mochte, gekommen war, um wegen einer Straftat mit ihm abzurechnen, von der er nicht ausschließen konnte, als Komplize mit dabei gewesen zu sein.

»Ziehen Sie sich an. Sie müssen mit mir kommen«, sagte die Maske in einem Ton, der nicht drohend und nicht einmal gebieterisch war, sondern von einer trockenen Autorität, die keinen Ungehorsam kannte und keiner lauten Stimme bedurfte. Als er aufgestanden war und sich schämte, weil ein Fremder sah, dass er in seinen Kleidern schlief, bemerkte er im anderen Zimmer jemanden, eine Gestalt, dachte er später, der man den Untergebenen ansah, ein Knecht vielleicht oder Kutscher oder ein gedungener Mörder. Er trug keine Augenmaske, das konnte er sehen, bevor man ihm selbst die Augen verband, sondern eine Maske mit Haarzotteln und einem Schnurrbart aus grobem Flachs und aufgeblasenen roten Backen aus Karton. Er sagte sich, dass er wohl Opfer eines jener Karnevalsscherze geworden sei, die man auf dem Land gerne treibt. Als ihm die Bänder einer Maske, die anstelle der Sehschlitze aufgemalte Augen hatte, im Nacken verknotet wurden, glaubte er, sie würden ihn töten, und er dachte gleichgültig daran, dass den zum Tod durch die Garrote Verurteilten von ihrem Henker die Kapuze übergezogen wurde: Ein Bildchen mit der patriotischen Darstellung der Erschießung von Torrijos kam ihm in Erinnerung. Der Mann mit der Peitsche – trotz seiner verbundenen Augen wusste er, dass es sich um jenen handelte, da er nach Lavendelseife roch und ihn mit dem kalten, geschmeidigen Samt seines Umhangs streifte – nahm beinah zuvorkommend seinen Arm und führte ihn auf den Korridor. Er behielt zwar einen klaren Kopf und so-

gar einen Rest von Würde, denn ängstlich war er nie gewesen, aber seine Knie zitterten, und die Muskeln seiner Beine spürte er nicht mehr: Falls der andere ihn losließ, würde er schlaff wie eine Gliederpuppe zu Boden sinken. Betrübt vernahm er das laute Schnarchen seiner Wirtin, das ihn schon manche Nacht aus dem Schlaf gerissen hatte. Es tat ihm ernstlich leid, dass er, wenn man ihn jetzt tötete, seine Schulden bei ihr nicht würde begleichen können. Als sie die schmale Treppe hinunterstiegen, streifte er mit einer Seite die gekalkte Wand und hörte vor sich die dumpfen Schritte des Mannes mit der Pappmaske; der mit der Augenmaske und der Halskrause trug weiche Stiefel, und die rechte Hand, die seinen Arm umfasste, war zugleich sanft, kraftvoll und grausam.

Mit einer Stimme, die ihm selbst unangenehm dünn vorkam, fragte er, wohin man ihn bringe, und erhielt keine Antwort. Sein Geist verharrte in einem Zustand ungläubiger Erwartung, ja, beinah des Dahindämmerns, doch sein Körper erschauerte unwillkürlich vor Entsetzen. In einer geschlossenen Kutsche würden sie ihn umbringen, in einem Zweispänner mit schwarzem Verdeck und roten Rädern, wie jenem, in dem Prim erschossen worden war, zu einem Grundstück außerhalb der Stadt würden sie ihn fahren und, ohne ihm die Augenbinde abzunehmen, den Lauf eines Revolvers an die Schläfe oder an den Hinterkopf setzen, und er würde die Detonation nicht einmal hören. In dem Glauben, noch einige Stufen vor sich zu haben, stolperte er, als sie den Torweg erreichten, der mit ungleichmäßigen Steinplatten gepflastert war und nach Feuchtigkeit und Weinkeller roch. Das Tor zur Straße wurde aufgeriegelt, und ein Schwall eisiger Luft mit nadeldünem Schneeregen fuhr herein, zusammen mit einem Wirbelwind von kreischenden Feuerwerkskörpern, Gelächter, Trommelgedröhn und betrunkenem Gesang. Es hatte schon seinen

Grund, dass der Karneval ihn abstieß. Als sie auf die Straße traten, stolperte er erneut, diesmal über die Stufe, und der Mann im schwarzen Umhang hielt ihn fest, und der Knecht oder Kut-scher trat so nah an ihn heran, dass ihm sein nach Schnaps und Zwiebeln stinkender Atem ins Gesicht wehte. Für alle, die ihn so sähen, wäre er nur ein Betrunkener von vielen, der taumelnd, mit verrutschter Maske und vom Wein überwältigt von seinen Saufkumpanen mit Mühe auf den Beinen gehalten wurde. Die Nachtluft belebte seine Muskeln wieder und gab ihm den klaren Verstand zurück, der bisher eingeschläfert gewesen war von der Resignation, die den Träumen, dem Verhängnis und dem Absurden innewohnt. Er musste wohl eine instinktive Fluchtbewegung angedeutet haben, denn der Samt des Umhangs und die Halskrause streiften sein Gesicht, und die Stimme des größeren Maskierten flüsterte: »Versuchen Sie nicht zu fliehen, Ihnen wird nichts geschehen. Wenn Sie tun, was Sie sollen, werden Sie diese Begegnung nicht bereuen.«

Er empfand innigen Dank und zugleich auch grenzenloses Entsetzen. In jener Stimme lag keine Drohung, aber auch keinerlei Milde. Sie gingen jetzt schneller die Kolonnaden hinunter, sie stießen hart an die Leiber von Entgegenkommen-den, und man klopfte ihnen auf die Schulter, stieß ihnen in die Rippen und trat ihnen auf die Füße. Sie zwangen ihn, nach rechts abzubiegen, in die plötzliche Stille der menschenleeren Calle Gradass. Inmitten der Menschen auf den Straßen hatte er sich sicher gefühlt, obgleich es niemandem aufgefallen wäre, wenn sie ihn mit einem Dolchstoß oder einer Kugel niedergestreckt und wie einen Volltrunkenen zwischen den Beinen der Maskierten fallen gelassen hätten. Die Stimmen blieben jedoch immer weiter zurück, und sie kamen jetzt voran, ohne noch mit jemandem zusammenzustoßen. Er erinnerte sich,

dass es keine Beleuchtung in dieser schmalen Gasse gab, die sich nach San Isidoro hin öffnete, wo ein Brunnen stand, dessen Wasserstrahl er zur gleichen Zeit plätschern hörte wie das Platschen von Pferdehufen im Morast und das Knarren von Zaumzeug, als das Tier den Kopf hochwarf: »Jetzt werden sie mir einen Revolver oder den Peitschengriff in die Rippen bohren und mich einsteigen lassen, und der mit den groben Pranken wird sich auf den Kutschbock schwingen und der andere sich an meine Seite setzen und mich keinen Augenblick loslassen.« Er war nicht überrascht, als er sich in seiner Vorhersage bestätigt sah: Er hörte, wie ein Wagenschlag geöffnet und ein Trittbrett ausgeklappt wurde. Die beiden Maskierten schoben ihn wie einen Gelähmten oder Gefangenen ins Innere der Kutsche, und er leistete keinen Widerstand. Sie hoben ihn beinah hinein, sodass er sein Körpergewicht kaum spürte. Der Bezug der Sitzbank, auf die er unwirsch gestoßen wurde, war aus weichem, gepolstertem Leder. Das gab ihm eine gelinde Hoffnung, sich nicht in den Händen der Geheimpolizei zu befinden. Die Kutschen der Geheimen waren stets verkommene Droschken mit aufgerissenen Sitzpolstern, in denen es nach billigem Tabak, altem Schweiß und so etwas wie ranziger Katzenpisse stank. Neben ihm atmete der Mann mit der Augenmaske, der die Vorhänge vor die Fenster gezogen hatte und unter dem Cape seinen mächtigen Körper zurechtsetzte, unruhig noch, wachsam, erleichtert. Der Kutscher trieb das Pferd an und ließ seine Peitsche in der Luft knallen, und das außergewöhnlich bequeme Gefährt setzte sich geräuschlos auf der lehmigen Straße in Bewegung, schaukelte im gemächlichen Rhythmus der Hufe, die schneller liefen, je weiter sie sich von der Plaza de Toledo entfernten und, so schätzte er, sich den westlichen Ausläufern der Stadt näherten, wo hinter den letzten Häusern wie einsame Riesen in der Finsternis

die Stierkampfarena und das Santiago-Hospital in die Höhe ragten, dessen spitze Türme das Erste waren, was man von Mágina sah, wenn man von Madrid kam.

Er schluckte, holte tief Luft, füllte sich an mit Empörung und bitteren Worten: »Mein Herr«, sagte er, »falls Sie ein solcher sind, was ich angesichts Ihres unbeschreiblichen Verhaltens glaube anzweifeln zu dürfen...« Ohne die Stimme zu heben, unterbrach ihn der andere: »Entweder Sie halten den Mund, oder ich bringe Sie zum Schweigen. Sie haben die Wahl.« Den Toten band man die Kiefer zusammen und legte ihnen eine Silbermünze auf die geschlossenen Lider. Wenn sie ihn umbrachten und er auf einem Misthaufen landete, würde man ihn mit aufgerissenen Augen und herabhängendem Unterkiefer finden, wie jemand, der an einem Schlaganfall verendet, mit einem Faden von Blut oder Speichel auf dem Kinn. Gleichmütig und ohne Hoffnung dachte er darüber nach, wie sonderbar das Leben war und wie unberechenbar das Schicksal: Da kommt einer durch Zufall in eine ihm unbekannte Stadt, eröffnet eine Praxis, in die nie jemand kommt, tut nichts anderes als Anatomiebücher lesen, ernährt sich von heißer Schokolade und Kräutertzigaretten, legt sich eines Abends zu Bett und wird kurz darauf mit verbundenen Augen entführt, und der Ort seines Todes ist diese Stadt, von der er bis vor wenigen Monaten nicht einmal wusste, dass es sie gab; man verreckte mit dreiundzwanzig Jahren wie eine Fliege oder Kakerlake, wurde wie ein Huhn geschlachtet, und eine alte, halb verblödete, aber gutherzige Frau war die Einzige, die einen vermisste, und nach ein paar Tagen erinnerte sich kein Mensch mehr an ihn, und es war, als hätte er nie einen Fuß auf diese Welt gesetzt.

Weiter draußen klangen die Hufe des Pferdes ohne Echo, und der Wind rüttelte an der Kutsche und ließ die Scheiben in den Fensterchen beben. In großer Ferne, hinter ihm, knatterte ein Feuerwerksgerüst, und manchmal wehten Fetzen von verzerrter Musik heran. Falls sie ihm die Augenbinde abnahmen, bevor sie ihn töteten, sähe er die Raketen aufsteigen und an einem weißen Himmel zerplatzen, von dem über der gezackten Linie der Dächer und Türme schon bald geräuschlos der Schnee niedergehen würde. Er war aber noch so jung damals, dass er nicht wusste, von welcher robuster Natur er war. Ohne es zu merken, machte er es sich auf dem Ledersitz bequem und begann ein gewisses sachliches Interesse an dem zu entwickeln, was er Jahre später als den Lauf der Dinge bezeichnete. Konnte ihn jemand ernsthaft der Konspiration bezichtigen? Er hatte sich nächtens in den Cafés herumgetrieben und glühenden, mitreißenden und wohl auch etwas albernen Reden gelauscht, wie so viele andere, hatte vor den Säbeln und Helmen der Gendarmen Hoch lebe! und Nieder mit! geschrien und sich dann in Keller und Hinterzimmer geflüchtet, aus denen man sich später einzeln davonmachte und verstohlen zurückblickte, ohne seinen Schritt zu beschleunigen, aber niemand, der seine Sinne beieinanderhatte, konnte ihn doch mit den Leuten in Verbindung bringen, die des Mordes in der Calle del Turco verdächtig waren. Er war untergetaucht, klar, aber doch nur vorsichtshalber, oder weil ihn dieses regellose, träge Leben in Madrid im Grunde längst anödete. Also, beschloss er bei sich, konnte es sich nur um ein Missverständnis handeln, das schnell aufgeklärt werden würde, oder um einen etwas abartigen Scherz, und in beiden Fällen – selbst im dritten, nämlich dem, dass man ihn tötete – konnte er nichts anderes tun als eine würdige Haltung bewahren und sich in schlichter, gekränkter Zurückhaltung üben. So schüttelte er

auch nur schweigend den Kopf, als der andere ihn, wie um sich einzuschmeicheln, fragte, ob er den Knoten der Augenbinde auch nicht zu fest gebunden habe, und als das Gefährt schließlich hielt und der Wagenschlag geöffnet wurde, wies er die Hand zurück, die im Dunkeln nach der seinen griff, tastete mit dem Fuß nach dem Trittbrett und hielt sich steif und aufrecht, bis man ihn wieder am Arm über Pflastersteine führte, die, nach dem Klang ihrer Schritte zu urteilen, zu einer Gasse gehörten. Die Kutsche war nämlich, anstatt weiter dem Lehmweg hinter dem Hospital zu folgen, nach einigem ziellosen Herumfahren, mit dem ihm zweifellos die Orientierung genommen werden sollte, zur Stadt zurückgekehrt, und der Kutscher holte die verlorene Zeit wieder ein, indem er das Pferd zu einem beängstigenden Galopp antrieb, bedrängt stets von dem Mann mit der Augenmaske, der mit seinem Stock immer wieder nervös an die Fensterscheibe pochte.

Von dem Geschüttel der rasenden Fahrt zitterte er noch immer am ganzen Leib. Durch eine sehr schmale und niedrige Tür führte man ihn in einen Flur und danach eine Treppe mit steinernen Stufen hinauf, die so unbequem hoch waren, dass sie seiner Ansicht nach zu einer Dienstbotenwohnung gehörten. Danach ging er über Marmorfliesen und hörte hinter einem großen geschlossenen Fenster oder auf der anderen Seite eines Vorhangs ein Orchester, das sehr schnelle Walzer spielte. »Geduld«, sagte die Stimme neben ihm, »wir sind gleich da.« Sie nötigten ihn anzuhalten, und er wusste, dass er vor einer verschlossenen Tür stand. Der Mann mit der Maske klopfte in Abständen dreimal, dann wurde die Tür geöffnet, ein billiger Parfümduft drang heraus und die Stimme einer Frau. Man führte ihn in das Zimmer, und im selben Moment, in dem die Tür sich hinter ihm schloss, vernahm er ein mühsames Atmen, wie von einem Tier. Als die geschmeidigen Fin-

ger des Mannes seinen Nacken streiften, als er ihm die Augenbinde aufknotete, lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Da überfiel ihn die wirkliche Angst, nicht die vor dem Tod, sondern davor, etwas zu sehen, das seinen Augen unwiderruflicheren Schaden zufügen könnte als plötzlich aufflammendes Licht. Er befand sich in einem Zimmer mit niedriger Decke, das von dem Licht zweier Kerzenständer erleuchtet wurde, dem Zimmer einer Dienstmagd, und vor ihm stand ein eisernes Bett, unter dessen Laken sich ein zitternder Körper aufwarf und wälzte, ein Körper, dessen Formen er nicht genau ausmachen konnte, da er noch immer von der langen Dunkelheit benommen war, vor Schreck wie erstarrt, und nicht bemerkte, dass der Mann im Umhang neben ihm stand und ihm seine Arzttasche reichte. Er nahm die Dinge so bruchstückhaft wahr, als sehe er sie in den Scherben eines zersplitterten Spiegels, unscharf und verzerrt wie durch eine absurde Linse: zwei schmale bleiche Hände um kalte Eisenstreben gekrampft, zwei durchscheinende Handgelenke, Beine mit herabgerutschten Strümpfen, bis zu den Füßen, die strampelnd das Bettzeug zu Boden stießen, blaue Augen mit einem erschreckten Glanz zwischen schwarzen Haarsträhnen, von Schweiß verklebt und glänzend, ein Gesicht ohne Lippen, ein von keuchendem Atem durchnässtes und sich blähendes Taschentuch durch einen Mund gezogen, ein großer, aufgedunsener, unter dem in Fetzen gerissenen Nachthemd obszöner Bauch, ohne Nabel, außer sich, gewölbt, schweißglänzend, vor allem aber die Augen, die ihn mit einem Entsetzen anschauten, das mächtiger war als jeder Schrei, die blauen Schläfen und die in die Gitterstäbe gekrallten Hände, in deren Ballen sich bleiche Fingernägel gruben, befleckt von einem weniger dunklen Blut als dem, welches zwischen den Schenkeln hervorquoll und sich auf den Bettlaken ausbreitete. Ramiro Retratista erzählte er,

jenes sei das erste Mal gewesen, dass er eine Frau gebären sah, aber als er dorthin kam, war es bereits zu spät: Niedergeschlagen, erschöpft, die entblößten Arme bis zu den Ellbogen voller Blut, wie ein Schlächter, hatte er nach einer Stunde jenem wie ein Sumpf von Eingeweiden zuckenden Bauch den violetten Leib eines Kindes entrissen, das sich mit der Nabelschnur erdrosselt hatte.

Ich erkenne den Klang jedes einzelnen Türklopfers an der Plaza de San Lorenzo so deutlich wie die Stimmen und Gesichter der Nachbarn, den genauen Ton an den verschiedenen Türen und sogar die besondere Art, wie Männer oder Frauen klopfen, Verwandte oder Fremde, Bettler, Milchmänner oder Straßenhändler, und ich weiß, wie das Klopfen des Notfalls oder der Angst in nächtlicher Stille klingt, wenn die metallischen Schläge in den Häusern ein Rumoren von Erwachen und hastigen Schritten auf Treppen hervorrufen oder lautloses, angespanntes Abwarten in den Schlafzimmern, in denen noch kein Licht angezündet wird. Ich muss auch nicht nach draußen schauen, um zu wissen, an welcher Tür geklopft wird: ich höre den mächtigen Hall des Klopfers von Bartolomé, den ich mir aufgrund seiner feinen Schwingungen golden vorstelle, denn er ist der reichste Mann am Platz und hat riesige Olivenplantagen und Maultiertreiber, die mit gesenktem Kopf zu ihm sprechen, wenn er sie unter dem Portal empfängt, wie ein Sack in seinem Korbsessel liegend, die wimpernlosen Augenlider schläfrig wie eine urzeitliche Echse zusammengekniffen und im Mundwinkel einen zerkaute Zigarrenstummel, der so schlaff herunterhängt wie sein Doppelkinn. Ich höre das schwache Pochen von Lagunas' kleinem Türklopfen, der so unansehnlich ist wie Lagunas selbst und ebenso grell überstürzt und konfus klingt wie dessen Eunuchenstimme; die harten, strengen Schläge des Klopfers an unserem Haus, die würdevoll sind wie die Erscheinung und die Stimme meines Vaters und deren Echo bis in den hintersten Winkel des Stalles dringt und noch von der Casa de las Torres deutlich

zurückschallt; den toten Klang des Klopfers vom Haus an der Ecke, direkt neben uns, der so gut wie nie zu hören ist, da seit Jahren niemand mehr dort wohnt, seit der blinde Domingo González, der es Ende des Krieges in Beschlag nahm, für immer daraus verschwunden ist und sich, von Dunkelheit und Schrecken in den Wahnsinn getrieben, in eine der verlassenen Bahnstationen am Fluss geflüchtet hat.

Ich stelle mir vor, ich höre die Türklopfer in der stillen Luft des Platzes, eigene, metallische Stimmen unter den Stimmen der Mädchen, die Seil hüpfen und Romanzen singen, und denen der Jungen, die Tuppeln spielen und Murmel, die Hassel jagen und Spinnklaut werfen, je nach Jahreszeit, denn jede Zeit des Jahres hat ihre eigenen Spiele und sogar ihre Erzählungen und Schrecken, die Furcht vor den Schwindsüchtigen, wenn in der Nacht die San-Antón-Feuer brennen, die bedrohlichen Gorras, die in wildem Haufen aus dem Waisenhaus entsprungen sind, um Hunden die Köpfe abzuschneiden und mit Steinschleudern auf Kinder zu schießen, die unsichtbare Muhme aus der Sumpflagune, die hinter den Straßenecken ihr Totenlied anstimmt, wenn die Nacht vor dem Namensfest von San Juan angebrochen ist, das Gespenst aus der Casa de las Torres, dessen Angesicht ich mir in den schlaflosen Nächten meiner Kindheit so oft vorgestellt und jetzt, fast dreißig Jahre später, auf einem der Fotos aus dem Koffer gesehen habe, den der Kommandant Galaz mit nach Amerika genommen und wahrscheinlich nicht ein einziges Mal geöffnet hat. Wir sangen nicht nur die gleichen Lieder wie unsere Vorfahren und spielten ihre Spiele und waren dazu verdammt, ihre Leben nachzuleben: Unsere Vorstellungen und unsere Wörter meldeten dieselbe Angst, die auch ihre gewesen war und die sie uns ungewollt in die Wiege gelegt hatten, und die Schläge des

ringförmigen Türklopfers gegen die verschlossenen Flügeltore an der Casa de las Torres hallen in meinem Bewusstsein zur gleichen Zeit wie in der Kindheitserinnerung meiner Mutter wider, zurückversetzt an jenen frühen Morgen im Mai, als sie in der Calle del Pozo zuerst den Karren der ehrlosen Toten, der Macanca genannt wurde, und dann den schwarzen Kutschwagen von Don Mercurio, dem Arzt, vorbeifahren sah, der von dem Pferd *Bartolomé* und der Stute *Verónica* gezogen und von einem jungen, mit einem grünen Staubmantel bekleideten Kutscher namens Julián gelenkt wurde, den ich noch als riesenhaften, glatzköpfigen Taxifahrer in Erinnerung habe, der uns ab und zu in die Provinzhauptstadt fuhr, ein Ort, in dem es hohe Häuser gab und Blinde mit schwarzen Brillen an den Straßenecken und Ärzte mit runden Spiegeln vor der Stirn, die mit Lederriemen festgebunden waren.

Meine Mutter saß nährend im Torweg neben der angelehnten Tür, im Schatten, wo es nach regenfeuchten Pappelblättern roch, und hörte neidlos, in einem unbewussten Gefühl von Ferne, die Stimmen der Mädchen, die auf dem Platz seilhüpften, und dann hörte sie, ohne es recht zu bemerken, wie sich Stille ausbreitete, hörte ein sich näherndes metallisches Geräusch, das die Stimmen ersterben ließ oder sie zum Flüstern dämpfte, hörte, wie Fensterläden geöffnet wurden in der Calle del Pozo. Die rohen Eisenbeschläge der Räder dröhnten auf dem Kopfsteinpflaster, und die Peitsche des Kutschers knallte in der Luft, ohne den Schritt des schlafwandlerischen Maultiers zu beschleunigen, das den unseligen Karren zog, dessen unerklärlicher Name, die Macanca, allein schon eine Drohung war, wie andere Namen und Wörter auch, die sie hörte, ohne sie zu verstehen, aber doch instinktiv wissend, dass sie sicheres Unglück brachten. Sie glaubte, die Macanca brächte den toten

Leib ihres Vaters, der getötet worden oder Hungers gestorben sei an jenem Ort, den ihr Großvater Pedro Expósito Konzentrationslager nannte und den sie sich wie eine öde Ebene vorstellte, eingezäunt mit Stacheldraht, an dem ihr Vater entlanglief wie eine unerlöste Seele zwischen toten Olivenbäumen, mit seinem Militärmantel über der Schulter, in seiner zerrissenen blauen Gendarmenuniform, gefeierter Held der Fotografien und Schwindelgeschichten, die er erzählte, ohne auch nur im Geringsten lügen zu wollen, Opfer einer unverbesserlichen Naivität, die oft an Dummheit und manchmal an Verrücktheit grenzte: An einem Samstagabend, Ende März, hatten feindliche Truppen Mágina besetzt, und am nächsten Morgen, alles Reden half nichts, zog er seine Paradeuniform an und ging in aller Ruhe zum Santiago-Hospital, wo er seinen Dienst zu versehen hatte, und kaum stand er vor dem Tor, da sah er, dass die Fahne über dem Eingang durch eine andere ersetzt worden war, sie nahmen ihn gefangen, und es dauerte über zwei Jahre, bis er zurückkam. Er war ein Mann des Wortes und hatte stets nur seine Pflicht getan, und da er keinen anderslautenden Befehl erhalten hatte, war es seine Pflicht, um Punkt acht seinen Dienst anzutreten, und so trat er mit leicht schräg aufgesetzter Tellermütze, gestrafften Schultern und den Knöpfen, die meiner Mutter aus Gold zu sein schienen, bis zum Hals zugeknöpft auf die Straße und winkte seiner Tochter noch mit der Hand zum Abschied, bevor er zum Platz hin um die Ecke bog, an jenem kalten, bewölkten März Morgen, der für sie unendlich weit zurücklag, denn sie hatte noch nicht gelernt, die Zeit zu messen, die statische, unveränderliche Ewigkeit der Kindheit in Wochen, Monate und Jahre aufzuteilen. »Jetzt weiß ich auch, warum du so einen dicken Kopf hast, Manuel«, sagte Leonor Expósito zu ihm, als sie ihn an der Tür verabschiedete, und mein Urgroßvater Pedro, der so gut wie

nie redete, hatte das Gesicht meiner Mutter gestreichelt, hatte seine Finger mit ihren Tränen benetzt und leise, so wie er auch mit seinem Hund sprach, zu ihr gesagt: »Kindchen, dein Vater ist ein großer Narr.«

Sie legte das Nähzeug auf den Stuhl und wagte nicht, durch die Tür nach draußen zu schauen, nicht allein aus Furcht vor der Macanca, sondern weil ihre Mutter strikt verboten hatte, die Türe ganz zu öffnen. So war in den letzten Jahren ihr Leben gewesen, ihr ganzes Leben, solange sie sich erinnern konnte, gepflasterte Torwege, halbdunkle Zimmer und angelehnte Türen, die sie nie öffnen durfte, um einen Blick hinauszuwerfen, unwirkliche Stimmen auf der Straße, auf der ein Wald von Gefahren lauerte, Bomben, Heckenschützen, wildes Gerenne von schreienden Männern und Frauen mit hochgereckten Fäusten und Gewehren, Fremde, die kleinen Mädchen Bonbons gaben oder einen Sack über der Schulter trugen, in dem sich vielleicht ein abgehackter Kopf befand, Landstreicher und desertierte Soldaten und die Mauren, die allabendlich zum Mauerbrunnen hinuntergingen, um dort ihre Kleider zu waschen, auf denen sie mit ihren großen nackten Füßen umhertanzten, danach knieten sie auf einer Decke nieder, warfen die Arme hoch, berührten mit dem Kopf den Boden und riefen dabei in einer Sprache etwas, das nicht aus Wörtern gemacht zu sein schien und, wie sich herausstellte, Gebete waren. Die eisernen Räder klangen jedoch so nah, dass sie der Versuchung nicht widerstehen konnte, durch die Jalousien der Fenster, die zur Calle del Pozo gingen, zu spähen, gerade als der Karren vorbeifuhr, der wie ein Sarg aussah, mit einem Riegel hinten, genau wie der an den Ofentüren. Er wurde von einem bleichen Kutscher gefahren, der schwindsüchtig aussah oder wie ein Gehenkter, den man ins Leben zurückgerufen hatte, und dessen rechte Hand baumelnd gegen das Sitzbrett

schlug, während die linke in vergeblichem Zorn die Peitsche auf die knöchernen Flanken des Maultiers niedersausen ließ. Wenn jemand sich das Leben nahm, legte man den toten Körper nicht in die mit Trauerflor behängte Beerdigungskutsche, sondern in die verruchte Macanca, die ihn nicht zum Friedhof fuhr, sondern hinter die Dornenhecken auf den Totenacker der Gemordeten, auf dem es keine Kreuze gab. Auch bei Epidemien sah man sie oder wenn ein Verbrechen begangen worden war, oder wenn in einem Straßengraben eine Leiche gefunden wurde und man nicht wusste, wer der Tote war und ob er gebeichtet hatte. Sie war also ein Zeichen des Unheils, wie sie da auf die Plaza de San Lorenzo fuhr: In der plötzlichen Stille hörte meine Mutter die Räder, die Hufe des Maultiers, und jetzt wagte auch sie, schlotternd vor Angst, hypnotisiert und verwegen, einen Blick auf den Platz hinaus und stellte sich vor, der Karren hielte vor ihrer Tür, der Kutscher bände die Zügel fest und stiege vom Bock, hefte seinen brennenden Blick auf sie, diese Pupillen, in die weder sie noch sonst jemand zu blicken wagte. Er hielt jedoch nicht an, und meine Mutter sah ihn jetzt von hinten, ein langer, schwarz gestrichener Katafalk, der an den Pappeln und den verschlossenen Türen vorbei über den leeren Platz fuhr, um schließlich mit rostigem Knirschen vor der Casa de las Torres zum Stillstand zu kommen, vor der Einfahrt unter den Gewölbereliefs mit angeketteten Giganten, die verwitterte Wappenschilde hielten, und den von den Dachtraufen sich abspreizenden Wasserspeiern mit ihrem einmütigen Ausdruck von Gefräßigkeit und Schrecken. Auf dem Platz sah sie halboffene Fenster und neugierige Gesichter von Frauen, die einander von Balkon zu Balkon zugestikulierten. Auch ihre Mutter, Leonor Expósito, kam, ihre roten Hände an der Schürze abtrocknend, aus der Küche, schaute sie böse an, zog sie am Arm wieder in

den Torweg hinein und schloss die Tür mit hastiger Entschiedenheit, als heulten die Sirenen und man müsste sich eiligst im Weinkeller verstecken. Sie rannte durch die beiden Tore, um ihren Großvater Pedro zu suchen, der, wie sie vermutet hatte, hinten im Hof am Brunnen saß und den Rücken seines Hundes kraulte, der vom Alter schon kahl geworden war; vielleicht erzählte er ihm mit leiser Stimme Geschichten aus dem Kubanischen Krieg oder Anekdoten über die Dummheit seines Schwiegersohns, der, anstatt sich die Uniform auszuziehen und eine Weile unterzutauchen wie so viele andere, oder sich ein blaues Hemd anzuziehen und die einmarschierenden Truppen der Mauren und der karlistischen Requetés zu begrüßen, seine Paradeuniform der Landgendarmarie und weiße Handschuhe angezogen hatte, damit ihn die Besatzer mit der nötigen Ehrenhaftigkeit festnehmen und einsperren konnten.

Als er das Mädchen kommen sah, hörte Pedro Expósito auf, mit seinem Hund zu sprechen: Das tat er nämlich; aber nur, wenn er mit ihm allein war. Er sagte etwas zu ihm und betrachtete dann schweigend die traurigen Augen des Tieres, das seinen Worten zu lauschen und ihm mit Bewegungen seiner Schnauze recht zu geben schien, und wenn jemand kam, gab mein Urgroßvater ihm rasch ein Zeichen achtzugeben, und der Hund blickte den Eindringling dann teilnahmslos an, als fordere er ihn heraus, ein Geheimnis zu ergründen, das ihn nichts angehe. Großvater, sagte meine Mutter so aufgeregt, dass sie die Worte kaum herausbrachte, kommen Sie, da ist was passiert, der Totenwagen ist gekommen. Der Alte lächelte sie wortlos an, als verstehe er nicht, was sie sage, betrachtete sie aus der weiten Ferne seines Alters mit einem Gesichtsausdruck, der exakt dem des Hundes glich, winkte sie dann mit

einer einladenden, liebevollen Handbewegung zu sich heran, als reiche es schon, sie zu sich zu rufen, um jede Art von drohendem Unheil zu bannen. Er legte seinen Arm um die Schultern meiner Mutter, drückte sie sanft an sich und streichelte ihr Gesicht, fast ohne es zu berühren, als sei er blind und zeichne im Geiste ihre Gesichtszüge nach. Hab keine Angst, sagte er zu ihr, er kommt nicht deinetwegen.

Von allen Stimmen, die sie kannte, war es allein diese, die ihr die Angst zu nehmen vermochte und die ihr immer frei von Dunkel und Lüge klang. Die Stimme ihres Vaters, an die sie sich heute nur noch in Träumen erinnern konnte, aus denen ihr eigenes Weinen sie weckte, war häufig nur ein haltloses, zorniges Gebrüll. Unvermittelt hörte sie ihn losschreien, ohne dass sie verstand, warum; sie sah dann zu, dass sie sich schnell verstecken konnte, und von ihrem Schlupfwinkel – die Falten einer Tischdecke, die Rückenlehne eines Sessels, die anheimelnde Nähe ihres Großvaters und sein Geruch nach altem Manchesticord und Tabak – hörte sie dann die Beschimpfungen und schauerlichen Flüche, Fußstritte und das Pfeifen des Hosensiemens in der Luft hinter einer verschlossenen Tür.

Wenn ihre Mutter einmal mit ihr sprach, hatte ihre Stimme stets die Kälte eines Befehls oder die Bitterkeit einer Klage, wenn sie nicht sogar ein wenig höhnisch klang, was meine Mutter noch schmerzte, als sie schon viele Jahre ihre Kindheit hinter sich gelassen hatte, und an die ihr möglicherweise nicht die Erinnerung eines unbestimmten Paradieses geblieben ist, das sie nie gekannt hat, sondern die insgeheime Qual von Furcht und Ungewissheit, die ich vielleicht von ihr geerbt habe wie die Form meines Gesichts und die Farbe meiner Augen. Zumindest jedoch hatte sie immer die Stimme ihres Großvaters Pedro, die zu einem Bereich ihrer Seele sprach, der vor jeder möglichen Erinnerung lag, denn sie hatte sie schon ge-

hört, als sie noch in der Wiege schlief und er mit leiser Stimme die Habanera für sie sang. Nachts brauchte sie sie nur aus einem Nebenzimmer zu hören oder sich sogar nur einbilden, sie zu hören, damit die anderen Stimmen der Finsternis verstummen, das Geplärre der Hexen und die grauenvollen Geschichten vom Buttermann, das Pfeifen der Bomben, das Geräusch der Automotoren, die vor den Häusern erstarben, noch bevor der Tag angebrochen war, die groben Klopferschläge gegen die Tür, die eintönige Litanei von Mutter und Tochter, die im Bett sitzen und draußen die Schritte des Mörders hören, der ihnen den Kopf abschneiden will. Ach Mutter, ach Mutter, wer mag das wohl sein, sangen sie abends unter den gerade entzündeten Straßenlaternen, sei still, mein Kind, sei still, es ist doch nur der Wind, und diese Worte, die außer ihr offenbar keinen Menschen ängstigten, gingen ihr wieder und wieder durch den Kopf, wenn sie im Bett lag, und es half auch nichts, sich die Decken über den Kopf zu ziehen und Herr Jesus Christus beschütze mich zu beten, denn das Knarren der Treppen waren die Schritte von jemandem, und das Geräusch des Holzwurms in den Dachbalken oder der Ratten im Stroh waren ein sicheres Zeichen, dass jemand die Mauern des verschlossenen Hauses anbohrte, jemand, der mit der Unaufmerksamkeit eines Uhrwerks näher kam, ach Mutter, ach Mutter, wer mag das wohl sein, der Mann, der ihnen die Nachricht brachte, ihr Vater sei im Gefängnis, sei still, mein Kind, sei still, er wird schon wieder gehn, jene, die am Eckhaus anklopfen und Justo Solana in einem schwarzen Lieferwagen mitnahmen, der Kutscher der Macanca mit seinem Henker- oder Totengesicht, der bucklige Arzt Don Mercurio, der seine Patienten noch in einer der letzten Pferdekutschen besuchte, die man in Mágina sah und die von vornherein den Eindruck erweckte, als habe der Leichenbestatter sie geschickt.

Meine Mutter sagt, dass die Kutsche von Don Mercurio an jenem Morgen ein paar Minuten nach dem Schandkarren über die Plaza de San Lorenzo gejagt kam, schwarz und hinfällig wie die Gestalt ihres Besitzers, mit ihrem von allen Sonnenstrahlen und Wintern des Jahrhunderts abgenutzten Lederverdeck, ihren von den Druckwellen der Explosionen gesprungenen Fenstern, ihren Tüllvorhängen, schwarz wie Wittwenschleier, hinter denen, erzählte mein Großvater Manuel, er einmal das Gesicht eines jungen Mädchens gesehen habe, was für ihn Grund genug war, sagenhafte Einzelheiten über Don Mercurios Männlichkeit zu verbreiten, die sich, wenn man ihm glauben wollte, noch rege und offensiv zeigte, bis der Arzt ein Jahrhundert alt geworden war. Doch zu jenem Zeitpunkt sah meine Mutter die Kutsche noch nicht, wartete nicht ab, bis das Lärmen eines Türklopfers ihr verriet, in welchem Haus sich das Unheil eingenistet hatte. Sie blieb im Hinterhof, geborgen in ihres Großvaters Arm, der immer noch auf ihren Schultern ruhte, sie blieb still wie der Hund und wie dieser in der Gewissheit beschützt zu sein, die ihnen beiden die Stimme von Pedro Expósito gab, der jetzt den Kopf des Tieres kraulte und zu ihm sagte, mach du dir nur keine Sorgen, sie kommen auch nicht unseretwegen.

Sie kamen wegen jemandem, der in der Casa de las Torres auf unchristliche Art zu Tode gekommen war, hörten sie durch den Brunnen hindurch im Nachbarhof sagen. In der Nacht hatten einige eine dumpfe Explosion vernommen, die die Fensterscheiben klirren ließ, und sie hatten sie wie gewöhnlich einer jener vergessenen Bomben zugeschrieben, die ab und zu noch heimtückisch auf Äckern und Ruinengrundstücken detonierten. Sie waren wegen eines Maurers gekommen, der sich erhängt hatte, erfuhr Leonor Expósito von einer Frau, die kurz am Fenster stehen blieb, um dann zu der aufge-

regten Mensentraube weiterzueilen, die sich schon um die Macanca drängte und sich öffnete, um Don Mercurios Kutsche durchzulassen, voller Respekt, als sei bei einer Prozession der Baldachin mit der Monstranz eingetroffen. Jemand meinte, der Maurer habe sich nicht das Leben genommen, sondern sei vom Gerüst gefallen und habe sich den Hals gebrochen, und da man anfangs geglaubt hatte, er sei tot, habe man die Macanca kommen lassen, doch dann habe man festgestellt, dass noch ein Funken von Leben in ihm war, und habe eiligst nach Don Mercurio gerufen, denn keinen anderen Arzt gab es in Mágina, der in einem solch hoffnungslosen Fall hätte helfen können. Und meine Mutter und mein Urgroßvater wussten, dass Don Mercurios Kutsche auf der Plaza de San Lorenzo aufgetaucht war, weil über alle Hecken und Laubengänge hinweg das Lied zu ihnen drang, das die Kinder sangen, wenn sie sie herankommen sahen:

Klapp, klapp, gleich steigt er ab.
Es ist der Doktor Buckelig,
der will doch jetzt wohl hoffentlich
vom Hausbesuch die Kohle nich.

Dasselbe Lied hatte schon meine Großmutter Leonor als Kind gesungen, und schon damals schien es so alt zu sein wie die Romanze von Doña María de las Mercedes: Sogar in meiner Kindheit wurde es noch gesungen, zwanzig Jahre nach dem Tod des Arztes, der bereits in den Neunzigern gewesen sein musste, als man die Mumie der eingemauerten Frau entdeckte. Wie man mir erzählt hat, war aber das Merkwürdigste an ihm nicht, dass er sich immer noch mit der Leichtigkeit eines vertrockneten, aufgezogenen Äffchens bewegte, und auch nicht die unfehlbare Genauigkeit seiner Diagnose,

sondern die Entfernung, die ihn von der Gegenwart trennte, die Art, sich zu geben und zu kleiden wie zu Beginn des Jahrhunderts, seine Anzüge und seine Kutsche mit den Pferden *Verónica* und *Bartolomé*, wie sie skurrilerweise hießen, mit denen er, ob Tag oder Nacht, durch die Stadt fuhr, denn zu welcher unmöglichen Stunde auch immer jemand seine Hilfe suchte, stets fand man ihn wie frisch angekleidet und ausgehbereit, den schwarzen Binder um den hohen Zelluloidkragen geschlungen, in seinem Samtumhang mit dem roten Innenfutter, die Arzttasche griffbereit, Hengst und Stute angespannt, und der schläfrige, behände Kutscher murrte mit brummelnder Stimme über das harte Leben, das er bei Don Mercurio führte, bekleidet jedoch stets mit seinem grünen Staubmantel und der Tellermütze, die er mit der Ehrfurcht eines Kirchendieners abnahm, wenn er das Haus eines Toten oder Schwerkranken betrat. Meinem Großvater Manuel zufolge hatte Don Mercurio eine Arznei erfunden, die ihm Unsterblichkeit verlieh. Hinter Geranienvasen verborgen, erinnert sich meine Mutter, konnte sie von einem Balkon im ersten Stock den ganzen Platz bis zur Casa de las Torres übersehen, vor dessen Einfahrtstor der winzige, vertrocknete alte Mann wie eine Feder aus der Kutsche sprang, noch ehe Julián das Trittbrett ausklappen konnte, und sogar aus dieser Entfernung ängstigten sie sein bleiches Gesicht und die Orografie seines kahlen Schädels, den der Arzt, von dem es hieß, er habe in jungen Jahren die Damen von Welt reihenweise verführt, sogleich mit seinem Zylinder bedeckte, dessen Krempe er mit einer leichten Verbeugung berührte, um Inspektor Florencio Pérez, den Gerichtsarzt und den Protokollbeamten zu begrüßen, die aus der Casa de las Torres getreten waren, um ihn hineinzubegleiten. Gelb und groß wie ein Denkmal, das niemand anzusehen wagte, saß der Wagenlenker der Macanca

rauchend auf seinem Kutschbock und schaute aus der ungesunden Einsamkeit eines Henkers oder Angeklagten zu Don Mercurios Kutscher hinüber, mit dem er sich zweifelsohne grollend verglich. Zwei Schutzmänner in grauen Uniformen drängten die vorwitzigsten und vorlautesten Neugierigen zurück, unter denen sich auch, wie ein Affe umherhüpfend und wie ein Papagei plappernd, der abstoßende Lagunas befand, der viele Jahre später, als er die achtzig schon überschritten hatte und wie ein kränklicher, haarloser, vertrockneter Säugling aussah, den verrückten Einfall hatte, sich zu verheiraten, und Anzeigen in *Singladura* aufgab, in denen er eine junge, ehrliche, arbeitsame Frau suchte und derart dreist hinsichtlich seines Alters und Aussehens log, dass eine leichtgläubige Witwe, die sich auf die Anzeige hin gemeldet und ihn anlässlich eines Besuches vor seiner verdreckten Behausung hatte sitzen sehen, entsetzt durch die Calle del Pozo davongerannt war, als sei der Leibhaftige hinter ihr her. Die neugierigsten Nachbarinnen bedrängten die Polizisten, doch das große Tor schlug hallend und endgültig wie die Pforten einer Grabkammer vor ihnen zu, und nichts war mehr in Erfahrung zu bringen, bis ein paar Stunden später die Wächterin den wartenden Frauen am Altozanobrunnen entgegen den Anweisungen der Polizei berichtete, in der Krypta jenes seit fast einem halben Jahrhundert unbewohnten Palasts sei der unverweste Körper einer jungen Frau gefunden worden. Bildschön, sagte die Wächterin, wie eine Filmschauspielerin, und verbesserte sich schnell, wie ein Abbild der Heiligen Jungfrau, gekleidet wie eine vornehme Dame von früher, in einem schwarzen Samtkleid, mit dunklen, langgelockten Haaren und einem Rosenkranz in Händen, eine heimliche Märtyrerin, in der Casa de las Torres im tiefsten Keller eingemauert hinter einer Wand aus Ziegelsteinen, die durch Zufall von einer explodieren-

den Granate zum Einsturz gebracht worden war. Und in den folgenden Tagen schmückte sie die Geschichte aus und erzählte den am Brunnen und am Waschplatz an der Mauer sich drängelnden Frauen, jetzt könne sie sich auch die Stimmen erklären, die sie manchmal des Nachts erschreckt hätten, ein Flüstern und Wimmern wie von einer im Fegefeuer gequälten Seele, das sie ihrer der Furcht entsprungenen Einbildung zugeschrieben habe, wo sie doch allein in diesem riesigen Haus mit seinen Türmen und Burgzinnen lebe, es sei aber nichts anderes als ein Zeichen der Heiligen gewesen, die sie mit ihrem Namen gerufen habe, Gabriela, komm zu mir, habe sie gerufen, Gabriela, ich bin hier, aber sie sei feige gewesen und habe nichts hören wollen, habe sich das Kissen auf die Ohren gedrückt und keinem Menschen was davon erzählt, um nicht für verrückt gehalten zu werden. Einmal hatte meine Mutter am Altozanobrunnen gehört, wie die Wächterin die Stimme der Heiligen nachahmte, indem sie die Wörter in einem langgezogenen dunklen Hauchen verklingen ließ, genau wie in den Hörspielen im Radio, und in jener Nacht glaubte auch sie, die klagende Stimme in ihrem Zimmer zu vernehmen, von dem aus sie im Mondlicht die Casa de las Torres und die schrägen Schatten der Wasserspeier sehen konnte und sich vorstellte, die Dunkelheit, in der sie mit offenen Augen lag, sei die des Kellerverlisses, in das die schöne Frau eingemauert worden war. Sie erinnerte sich, dass die Explosion den Untergrund des Platzes eine Stunde vor Tagesanbruch erschüttert hatte, jedoch nicht mit einem Krachen wie von den Fliegerbomben, sondern wie die Druckwelle eines Erdstoßes, die so rasch vorbei war, dass viele, die geschlafen hatten, beim Aufwachen glaubten, sie geträumt zu haben. Die Wächterin sagte, sie sei mit Wucht aus dem Bett geschleudert worden und habe über sich das Steingewölbe ihres Zimmers wanken sehen, woraufhin

sie durch die mit Steinbrocken übersäten Flure nach draußen geeilt sei, weil sie gefürchtet habe, unter den Trümmern des Hauses begraben zu werden, das, nachdem es länger als vierzig Jahre leer gestanden hatte und seit drei Jahren den Bombardierungen ausgesetzt war, diesmal wirklich einzustürzen drohte. Als sie jedoch den Hof erreichte, war schon wieder Stille eingekehrt, und sie bemerkte keinerlei Veränderung an den leeren Fensterhöhlen des Hauses und seinen verfallenen Gewölben, sodass auch sie schon versucht war, an einen Traum oder ein kurzes Erdbeben zu glauben, wenn sie nicht aus einem der Kellereingänge eine Rauchwolke hätte steigen sehen, leicht violett gefärbt vom diffusen Licht des anbrechenden Tages.

Es war ein Zeichen, sagte sie später, aber nicht zu Don Mercurio und auch nicht zu den Polizisten, an deren Frömmigkeit sie ihre Zweifel hatte, sondern zu den Frauen im Dorf, die ihre absurden Erzählungen ein paar Wochen lang glaubten, ein Zeichen des Himmels, ein Hinweis der heiligen Frau, dass sie der Anbetung der Katholiken nicht länger verborgen bleiben wollte, und als sie selbstgefällig um sich blickte und die Erwartung in den Gesichtern der Frauen las, die, nur um sich kein Wort entgehen zu lassen, gar nicht mehr darauf achteten, wann am Brunnen die Reihe an sie kam, da ließ sie noch einmal jenen Morgen lebendig werden, als sie die Staub- oder Rauchsäule aufsteigen sah, all ihren Mut zusammennahm und sich dem Gewölbe näherte, durch das man in die Keller gelangte, die, soweit sie wusste, seit mehr als einem halben Jahrhundert von keinem Menschen betreten worden waren, seit der letzte Spross der Familie, der das Haus vierhundert Jahre lang gehört hatte, es verlassen und allein die alte Wächterin, ihre Mutter, darin zurückgelassen hatte, von der sie nicht

nur den Posten, sondern auch den frühzeitigen Witwenstand und die Neigung zu eigenbrötlerischer Überspanntheit geerbt hatte, die in mehr oder minderem Maße infiziert war von Frömmelei und Schwachsinn. Aber feige war sie nicht, konnte sie gar nicht sein, so wie sie lebte, in jenem Labyrinth von Korridoren, deren Decken auf verrottetes Gebälk gestützt waren, in dem Fledermäuse nisteten, von Innenhöfen mit unter Gestrüpp verborgenen Brunnenschächten, von Ballsälen und unterirdischen Gängen, in denen Horden von Ratten herumhuschten, gesund und so schnell wie Kaninchen, und sie immer allein, mit einem Bund Schlüssel, von denen jeder so groß wie von einem Kirchenportal war, um die Hüften gebunden mit einem Hanfseil, das gut ein Galgenstrick hätte sein können, umgeben stets von wilden, ihr treu ergebenden Katzen, und des Nachts sich mit einer Schiffslaterne leuchtend, denn elektrisches Licht hatte sie nur in den Zimmern des Südturms, in denen sie wohnte. Bevor sie zu den Kellern hinabstieg, um die Herkunft des Qualms oder der Stimme, die sie rief, zu ergründen, warf sie sich eine Art K.u.k.-Uniformmantel über, den sie vielleicht aus einer Truhe hervorgekramt hatte, in der die Kostüme vergangener Karnevale aufbewahrt wurden, zog große Gummistiefel an, die ihrem Verblichenen gehört hatten, ergriff die Laterne und einen Kухtreiberknüppel, mit dem sie schon mehr als einmal die Kinder verscheucht hatte, die ins Haus schlichen, um dort Geisterschloss zu spielen, und auch Landstreicher, die über die hinteren Hofzäune sprangen, wenn sie in einer kalten oder regnerischen Nacht ein Dach über dem Kopf suchten. Mit dem Knüppel die ungleichen Stufen abtastend, tappte sie vorsichtig nach unten, bis sie sich in einem unterirdischen Gelass mit Gewölben wie in einem Wasserreservoir befand, in dem man mit finsterner Deutlichkeit das Scharren und Huschen der großen Ratten vernahm, die sich

in die dunkelsten Winkel flüchteten. Der Tiefe und Dunkelheit zum Trotz roch es in dem Keller nicht feucht, sondern trocken und abgestanden wie in einem lange nicht gelüfteten Kleiderschrank, und als die Wächterin die Spinnweben zerriß, die ihr den Weg versperrten, nahm der herunterrieselnde, beißende Staub ihr beinah den Atem.

Je weiter sie aber in den Mittelgang der Kellerräume vordrang, desto stärker wurde der Geruch nach Pulver, und schließlich, an der letzten Biegung fast, roch es nach Blut, und sie sah voller Ekel etwas Haariges und Blutiges an der Wand kleben und brauchte eine Sekunde, bis ihr klar wurde, dass es der abgerissene Kopf einer Katze war; etwas weiter hätte sie um ein Haar in einen Brei noch zuckender Eingeweide getreten, und als sie die Laterne etwas näher an die gewölbte Granitwand hielt, sah sie überall verspritztes Blut und Fleischfetzen und Splitter von Holz und qualmendem Metall. Da fiel es ihr wieder ein: Vor mehreren Jahren waren Soldaten in einem Lieferwagen an der Casa de las Torres vorgefahren, mit einem Befehl, wie sie sagten, das Haus in eine Kaserne oder ein Feldlager umzurüsten, und sie zeigten ihr ein schmieriges Blatt Papier voller Fettflecken und fingen an, Kisten abzuladen und ihr alles auf den Kopf zu stellen. Sie aber drohte ihnen mit dem Knüppel und versetzte einem der Uniformierten, der nicht auf sie hören wollte, einen fürchterlichen Schlag auf den Rücken und schrie und fluchte, dass ihr Gesicht sich verzerrte wie das der Wasserspeier an den Regentraufen. Die Soldaten lachten sie aus, aber sie waren nur zu dritt und wussten vielleicht auch nicht mit ihren Waffen umzugehen, die möglicherweise nicht einmal geladen waren. So sammelten sie in aller Eile die Kisten wieder ein und flohen in ihren Lieferwagen, verfolgt von dem unfehlbaren Knüppel und den Verwünschungen der

